

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hochwart. 1899-1902 1900-1901

2 (1.11.1900)

Die Hochwart.

Götterdämmerung im modernen Völkerleben
und Deutschlands neue Ideale.

Nr. 2.

Detmold, November 1900.

2. Jahrg.

Alle Aufschriften und Sendungen sind an den Herausgeber zu richten.

Was wir wollen!

Wir wollen von hoher Warte, frei von Kirchendogmen und politischen Parteiorakeln, frei von Klassen-, Klassen-, oder Geldinteressen, einen Sammelpunkt gründen, wo vom rein menschlichen Gesichtspunkte alles Gute vom Alten geschätzt und alles Gute vom Neuen gefördert werden soll. Ein Weltblatt zur Förderung des idealen Menschentums wollen wir am Fuße des Teutoburger Waldes ausgestalten, an jener Stätte wo einst der Cheruskerfürst eine befreiende That vollzog für sein Volk.

Mit dem Erscheinen dieses Blattes soll ferner das Bundesorgan aller Kallisophischen Vereine und freien Anhänger der Kallisophie ins Leben gerufen werden.

Schließlich wollen wir ein Fachorgan und eine Hochburg hiermit gründen für das Recht der Erfinder, Entdecker und Autodidakten. Dies letztere erscheint uns das Wichtigste von allem und so wollen wir den ersten heutigen Leitartikel dieser bedeutungsvollen Sache widmen.

Autodidakten und Volk.

Wir haben Fachorgane für jeden Stand und Beruf, es giebt Juristen-, Lehrer-, Medizinische, Adels-, Holzarbeiter-, Kaufmännische, Schneider-, Schuhmacher-, Landwirtschafts-, Naturheil-, Börsen-, ja selbst Butter-, Käse- und Bettler-Zeitungen; aber für die Größten aller Großen die auf Erden wandeln, haben wir bis auf den heutigen Tag weder ein Recht noch eine gesellschaftliche Stellung, oft nicht einmal ein Unterkommen, Heimat und Brot — und daher auch nirgends eine Beschwerdeinstanz, einen liebevollen, verständnisvollen Sammelpunkt.

Ein Jesus von Nazareth, ein Sokrates, ein Bruno endeten durch Justizmord. Der Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, wurde ins Irrenhaus gesperrt und dadurch gesellschaftlich vernichtet. Der deutsche Komponist Vorhng, der die herrlichen Opern schaffte „Zar und Zimmermann“, „Ardine“ usw. ist buchstäblich verhungert. Harwen, der Entdecker des doppelten Blutgefäßsystems, starb im Armenhause. Schiller wurde, als er seine eigenen Dichtungen vortrug, verfolgt, bestraft, dann ausgewiesen, schließlich ausgepiffen und endlich geduldet, er starb an Schwindsucht und wurde in Nacht und Nebel wie eine bedeutungslose Null begraben.

Den Freiheitskämpfern, die mehr um das Recht und die Freiheit ihres Volkes, wie irgend ein Fürst, gekämpft haben, trafen Kerker, Tod oder Festung. (Kinkel, Reuter, Robert Blum usw.). Heute noch verweigert die preussische Regierung den Märzgefallenen ein Denkmal in Berlin.

Heute noch müssen alle großen Geisteshelden den bittersten Kampf ums Dasein kämpfen, sind allen Verläumdungen preisgegeben und gehen, wenn sie nicht von einer kleinen Schar Anhänger hochgehalten werden, verschmäht und verkannt, sang- und klanglos zu Grunde. Ich erinnere hier an dieser Stelle nur an die verlorene Siegfriedsgestalt eines Herrn v. Egidy, der auf politischem und religiösem Gebiete so Herrliches leistete; ich erinnere hier an die Kämpfe, die der große Heilmagnetiseur Walburg-Kramer ausfocht und schließlich an die Chikane, die man den Naturärzten unserer Zeit macht.

Fragen wir nun, wer sind diese Genie's und Geistesfürsten, so müssen wir antworten, es sind die wahren Aristokraten von Natur und Geburt, die mit oder ohne Adelskittel, edel sind, die mit oder ohne Fürstentitel durchleuchtet sind, um aus sich selbst vermöge der angeborenen bevorzugten Befähigung, überall Gutes, Großes und Neues schaffen und dadurch die Menschheit zur höheren Entwicklungsstufe fortbewegen. Es sind die Gottmenschen von Gottes Gnaden, denen die Welt alles zu verdanken hat, was sie an idealen Gütern, an wahrer Glückseligkeit, an wahrer Menschlichkeit und Göttlichkeit errungen hat.

Das Wort von der großen indifferenten Masse, die sich schwerfällig fortbewegt und immer wieder in den Sumpf zurücksinkt, hat seine leider zu ernste inhaltvolle Bedeutung und wo sich eine fortschrittliche aufsteigende Störung bemerkbar macht, da sind es bestimmte Stände, Berufsarten und Klassen, die da glauben ein Interesse daran zu haben und glauben, gesellschaftlich oder amtlich recht zu thun, wenn sie jede Neuerung, jedes Schöne und Gute wo es sich nur regt, unterdrücken.

Die Verblendung Vieler aus diesen Kreisen ist ganz unglaublich. Macht und Einfluß derselben bringt es daher auch fertig, daß nicht nur kein Fortschritt, sondern sogar ein Rückschritt erzwungen wird und wo noch gute Sitten und Gesetze sind, da werden diese nicht im Sinne der Ethik, oder im Sinne des wohlmeinenden Gesetzgebers hochgehalten, sondern durch allerlei Spitzfindigkeiten verdrängt und entstellt. Man ist zum Teil an das Ende gelangt, wo nach Recht und Gesetz die Unschuld blutet und die Gemeinheit lacht. Wir brauchen garnicht die Blicke zu lenken auf das, was sich alles Unmenschliche in den letzten Jahren im Orient abgespielt hat; auch nicht auf das, was vor nicht langer Zeit jenseits der Vogesen vorgefallen ist, wir können auf nähere Dinge zurückgreifen.

Die Verhältnisse haben sich daher oft so stark verschoben, daß an manchen Stellen alles direkt auf dem Kopfe steht. Das unschuldige Kind will froh und gesund bleiben, aber man zwingt es Kraft des Gesetzes unter die Lanzette des Impfers, wo es durch eingespritzte Gifte verseucht wird.

Der Erwachsene will froh und zufrieden sein Haus bestellen, am Gemeinwohle arbeiten und sein Dasein genießen, aber die Verhältnisse zwingen ihn zu Krieg und Grausamkeit um im gelegentlichen Falle, Vater oder Mutter, Freund oder Bruder oder weit weg wohnende Volksstämme, zu morden; jenachdem der Befehl fällt. Der Kranke möchte natürliche Gesundung, man giebt ihm Gifte. Der Arme will Brot, man droht ihm mit

Zuchthaus. Der Gefesselte will Gelegenheit haben um sich zu bessern und man brandmarkt ihn. Der Heimatlose will ein Heim und er wird verfolgt. Das Volk will Bildung und man zwingt es zu Glaubensdogmen. Der Fremde will eine führende Hand und man verhöhnt ihn. Das Volk will glauben an das Gute und Schöne und man reißt ihm den letzten Rest von Vertrauen aus dem Herzen, und bedroht es mit Ehrenstrafen hier und Höllenqualen dort.

Fürsten und Völker wollen trotzdem noch Recht, aber die Macht der Verhältnisse hat viele schon zur Resignation gezwungen. Was sind denn wohl diese bösen Verhältnisse? — der Prediger meint, die Sünde, — der Arbeiter meint, das Kapital, — der eine dieses, der andere das, aber den Kern hat man heute noch nicht gefunden. Wir behaupten Sünde und Kapital sind Begriffe, die in Wirklichkeit oft das Gegenteil sind, von dem, wofür man sie hält. Kapital ist oft die Quelle unendlicher Segensströme für Tausende von Menschen gewesen und Sünde ist oft eine Tugend, wenn die scheinbare Sünde Gutes schafft. Ein Beispiel: der große Galiläi sagte: „die Erde bewegt sich um die Sonne“, darauf betrachtete man diesen Ausspruch als eine große Sünde, der Mann wurde gefoltert; in Wirklichkeit hatte dieser Astronom eine himmlische Wahrheit verkündet und nicht gesündigt, sondern eine Tugend vollbracht. Die Verdrehtheit und Verkehrtheit und Verkehrtheit, das sind die bösen Verhältnisse die oft Fürsten und Völker zur Indifferenz herabdrücken und jeden Fortschritt hemmen.

Es sind die Zeichen der Zeit, die dem Niedergang eines Kulturvolkes vorhergehen. Aber nichts geht wirklich unter, es giebt nur einen scheinbaren Niedergang, immer und immer verjüngt die Natur und schafft aus den Kreisen seiner Naturfinder die Propheten der Wahrheit, die meist keine Schule, keine Examen, keine Ehrenstellungen und keine weltliche Macht besitzen, ganz aus sich und durch sich, die die kleinen und großen reformatorischen Bewegungen in Szene setzten und mit dem Lichtstrahl ihres Geistes, mit dem Feuer ihrer Seele die Köpfe erleuchten und die Herzen erwärmen. Das ewige, ungestillte Sehnen nach Glück in jedes Menschen Brust, das auch in den indifferentesten Naturen des Volkes schlummert, erwacht durch den Ruf jener Geister zu neuem Glauben, neuer Hoffnung, neuen Thaten für die bessere Seite der Menschlichkeit und ihre Bestimmung.

Autodidakten und Volk, sie gehören zusammen wie Mann und Weib, wie Sonne und Regen; soll etwas gut werden und gedeihen.

Aber zwischen Autodidakten und Volk da steht eine furchtbar schwarze Masse mit hundert Feuerschlingen und blutspeienden Rachen, mit Verderben und Tod, Schande und Vernichtung drohenden Ungeheuern, die jede Vereinigung zu verhindern suchen, hier das Volk mit Gaukelspiel oder Dunst und Gewalt blind machend, für das, was sich hinter dieser Masse verbirgt, dort aber, nach der Seite der Autodidakten hin, da zeigt sich diese Masse in vollster Grausamkeit und Wahrheit. Diese drei Gruppen, das Volk, die Autodidakten und diese graufige Macht, genannt die Macht der Verhältnisse, wollen wir in dieser Zeitschrift näher kennen zu lernen suchen und versuchen, die bösen Verhältnisse zu beseitigen, das Volk zu beglücken und die Autodidakten in ihre Rechte zu setzen, dahin, wo sie hingehören, nämlich an die Spitzen des Volkes und an die Höfe der Fürsten.

Die genialen Erfinder, Entdecker und durch Selbstübung und Selbststudium gewordenen Meister aller Berufsarten, denen zum Ruhme ward

dieses Blatt gegründet; dem Volke zum Glück und Segen und dem Fürsten zur Anspornung für Pflicht und Tugend und Wahrheit.

Der Heilige soll nicht mehr hinfort als Keher gelten, sondern als Vorbild. Der Naturheiler und Heilheliodiseur nicht mehr als Kurpfuscher, sondern als Heiland. Der Arbeiter nicht mehr als Geschändeter, sondern als Ehrenbürger. Der Erfinder nicht mehr als Verrückter, sondern als Weiser. Der Lebensweise nicht mehr als Narr, sondern als Lehrer. Der Gottmensch, der uns die Pforten des Himmels öffnet durch das Reich der Wahrheit, Farben und Töne, Sprache und Formenschöne soll nicht mehr hungern, sondern in Fülle leben und in Pallästen wohnen.

So soll Aristokratie und Demokratie, oder Autodidakten und Volk wieder, wie es von Natur aus bestimmt ist, mit einander und für einander wirken können und alle bösen Verhältnisse schwinden —

das wollen wir!

E. Huter.

Kirche und Universität.

Allerlei Gedanken über den Fall Weingart.

(Hannoverscher Courier, Sonntag, den 7. Januar 1900.)

Jedem, der die beiden Erkenntnisse unserer geistlichen Behörden in der Verhandlung gegen Weingart liest, wird, glaube ich, ein Gedanke sich aufdrängen, wenn auch dem Einzelnen je nach seinem Standpunkt in verschiedener Form. Wie ist es möglich, wird der kirchliche Leser ausrufen, daß unsere künftigen Geistlichen auf der Universität etwas ganz anderes lernen, als was sie in der Kirche predigen sollen! und der freisinnige: Wie ist es möglich, daß unsere Geistlichen in der Kirche etwas ganz anderes predigen sollen, als was sie auf der Universität gelernt haben!

Es ist offenbar: Die Kirche fordert von ihren Dienern den Glauben, daß die Bibel Gottes Wort und daher in allen Dingen unfehlbar sei und die Bekenntnisse die Lehre der Bibel in der richtigen Weise ausdrücken und daher für Jeden verpflichtend seien; und auf der Universität wird gelehrt: Die Bibel ist nicht unfehlbar und daher nicht Gottes Wort im kirchlichen Sinne, und die Bekenntnisse sind dem Wortlaute nach nicht der rechte Ausdruck der biblischen Lehre und daher nicht verpflichtend.

Denn, zuerst, sagen die Professoren, woher wissen wir, daß die Bibel in allen Teilen unfehlbar ist? Daß diese Schriften alle, aber auch nur diese, göttlich sind? Sie bilden doch darum noch keine Einheit, weil sie in einem Bande zusammengebunden sind! Jahrhunderte lang hat die Kirche über ihren Wert geschwankt, erst im vierten Jahrhundert endgiltig entschieden. Ja, die Kirche! Aber welche Kirche? Was geht denn einen evangelischen Christen die Entscheidung der katholischen Kirche an? Glauben wir an die Unfehlbarkeit des Papstes, die 1870 ausgemacht ist, oder an die Entscheidungen des Konzils zu Konstanz? Warum denn an diese über den Umfang der heiligen Schrift?

Es sollte jedem bekannt sein, daß Luther anders dachte, daß er die ersten drei Evangelien nicht sehr hoch schätzte, daß er mißtrauisch war gegen die Offenbarung Johannis, gegen den Hebräerbrief, daß er den Brief des Jakobus einen strohernnen nannte. Man denke! eine göttliche, unfehlbare Schrift und strohern genannt! Und von diesem letzten Urteil ist er nie ab-

gegangen. Könnte Dr. Martin Luther mit solchen Ansichten in der lutherischen Kirche als Pastor angestellt werden? In unserer Provinz jedenfalls nicht. Luther erklärte die Schriften für göttlich, welche Christum treiben, und berief sich auf die Erfahrungen seines Herzens und seines eigenen Gewissens. „Die relative (wird auch im Druck des Erkenntnisses hervorgehoben) Berechtigung dieser Berufung soll nicht in Frage gezogen werden“, sagt das Landesconsistorium, „aber“ usw. Wäre doch, als Luther in Worms ausrief: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift . . . überwunden werde . . . so kann und will ich nicht widerrufen“, wäre doch damals im Reichstage ein bibelfundiger Mann gewesen und hätte ihm Jakobus 2, 24 entgegengehalten: „So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein“, dann hätte Luther seinen Ausspruch berichtigt und nur die Schriften als göttlich anerkannt, die seinem eigenen Herzen sich bewiesen; dann würden jene kühnen Worte über den Jakobusbrief vor Kaiser und Reich ausgesprochen sein, sie würden nicht in seinen Vorträgen zu den biblischen Büchern ein verborgenes Leben führen, und lutherische Geistliche und Behörden dürften nicht öffentlich unlutherisch die Entscheidung der katholischen Kirche über die Göttlichkeit der heiligen Schrift als die gültige Entscheidung betrachten.

Urteilt Luther in dieser abfälligen Weise über ganze Schriften, so auch über Einzelnes in den Schriften, und unsere Professoren folgen ihm. Doch führt es zu weit, dies nachzuweisen. Zur Probe nur eins! Die Weissagungen des alten Testaments werden, wie auf der Universität gelehrt wird, im neuen Testament fast alle falsch aufgefaßt. Die Flucht Jesu und seiner Eltern nach Aegypten und die Rückkehr von dort findet Matthäus (2, 15) geweißagt durch Jochanan 11, 1: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen“. In Wirklichkeit lautet der Spruch: „Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb, und rief ihn, meinen Sohn, aus Aegypten“. Das Wort: „Durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“, bezieht Paulus Gal. 3, 16 auf Christus, denn es heiße nicht: durch die, sondern durch deinen Samen. Jedermann aber weiß, daß Samen ein Sammelname ist, und Paulus weiß es auch, V. 29 desselben Kapitels sagt er: Ihr seid Abrahams Same. — Unser Landesconsistorium fühlt sich besonders überzeugt durch Apg. 2, 27, das Wort Davids: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, auch nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe“. Der geistvolle Erklärer des alten Testaments, Bernhard Duhn, früher Professor in Göttingen, hält es nicht einmal für nötig, auch nur zu erwähnen, daß der Psalm nicht von David gedichtet ist und nicht auf den Messias hindeutet.

Wie macht es aber unser Consistorium? So steht's geschrieben! Ja, daß in den Evangelien und in der Apostelgeschichte die körperliche Auferstehung berichtet wird, das sieht jeder, der lesen kann; um das zu erfahren, braucht man nicht von Osnabrück nach Hannover zu reisen. Aber sind diese Berichte glaubwürdig? Das ist die Frage. Ich erinnere kurz an die Widersprüche. Wer hat zuerst Kunde von der Auferstehung erhalten? Eine Frau, sagt Johannes. Nicht eine, sondern zwei, sagt Matthäus. Nicht zwei, sondern drei, sagt Markus. Nicht drei, sondern vier und mehrere, sagt Lukas. — Wo ist er erschienen? Nach Matthäus vor den Jüngern nur in Galiläa (28, 10. 16), nach Lukas nur in Judäa (24, 49), nach Johannes in Judäa und Galiläa, nach Markus will er nur in Galiläa erscheinen, erscheint aber

nur in Judäa. Auch über die Reihenfolge der Erscheinungen stimmt kein Evangelist mit dem andern überein, nach Markus glauben die Apostel den Emmauszünger nicht, daß Jesus auferstanden sei, wohl aber nach Lukas, da ihnen inzwischen Christus selbst erschienen ist usw. Nur ein Beispiel dafür, wie frei die Phantasie in den Berichten mit den Einzelheiten schaltet. Lukas erzählt in der Apostelgeschichte dreimal die Bekehrung des Paulus: Kapitel 9, 7 heißt es: „Seine Gefährten . . . hörten eine Stimme und sahen Niemand“. 22, 9: „Die mit mir waren, sahen das Licht und erschrafen, die Stimme aber des, der mit mir redete, hörten sie nicht“. Also die Tonwellen dringen nach dem einen Bericht an's Ohr, nach dem andern nicht; die Lichtwellen einmal zum Teil, einmal anscheinend gar nicht. 9, 7: „Seine Gefährten standen und waren erstarrt“. 26, 14: „Da wir aber alle zur Erde niederfielen“.

Ich möchte mich an die juristischen Mitglieder der geistlichen Behörde wenden und fragen, ob diese Berichte vor einem weltlichen Gerichte als beweiskräftig in Einzelheiten angesehen würden? — Nun kommt hinzu, daß Paulus, dessen erster Brief an die Korinther, wie dem Konsistorium bekannt, älter ist als irgend ein Evangelium oder als die Apostelgeschichte, gar nichts von leiblicher Auferstehung sagt, vielmehr 1. Kor. 15, 50 ausdrücklich versichert: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben“. —

Wenn nun nach all' diesem die Professoren die körperliche Auferstehung als nicht hinreichend beglaubigt ansehen, kann man es den jungen Geistlichen übel nehmen, daß sie die gleiche Anschauung gewinnen? Und wenn sie trotzdem dabei beharren, daß Christus in einer nicht näher zu bestimmenden Weise den Jüngern erschienen ist (objektive Vision), halten sie damit nicht alles fest, was die Auferstehung in den Augen des Konsistoriums zu einer „fundamentalen Heilswahrheit“ macht, die Bestätigung des Werkes Jesu durch ein göttliches Wunder, sein Fortwirken und die Bürgschaft eines Lebens nach dem Tode?

Thut alles nichts, wird geantwortet, diese Lehre widerspricht dem Buchstaben der Schrift! Und so geht die alte Misere wieder von neuem an. Die Behörde weiß sehr wohl, was oben an einzelnen Zügen bewiesen ist, daß sich der Buchstabe der Schrift nicht als göttlich erweisen läßt; aber das muß den Gemeinden sorgfältig verschwiegen werden! Nur ja keine Wahrheit eingestehen, wenn sich die Folgerungen noch nicht übersehen lassen, die sich aus ihr ergeben! Wann werden wir uns endlich, schrieb vor mehr als 60 Jahren Zimmermann in seinem Münchhausen, erheben über die kleinliche Diplomatie, die sich in der Folgerung offenbart: Das darf nicht zugegeben werden; denn sonst fällt auch das und das über den Haufen.

Kirchliche Verhältnisse in Spanien.

[Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 15. September 1899 Morgenausgabe.]

Welchen Bedrängnissen die wenigen Bewohner Spaniens ausgesetzt sind, die sich nicht zur herrschenden Religion, der katholischen, bekennen, ist bekannt. Für das Verfahren, womit die spanischen Behörden jeder öffentlichen Bekundung des evangelischen Bekenntnisses in den Weg treten, ist die Geschichte des Baues des protestantischen Gymnasiums in Madrid bezeichnend. Der deutsche Pastor Fritz Gliedner berichtet darüber: Nach Ueberwindung fabelhafter zweijähriger Hindernisse war vor längerer Zeit endlich die Bau-

erlaubnis erteilt worden. Doch kaum hatten wir zu bauen angefangen, als uns verboten wurde, fortzufahren. Der Erzbischof war vorbeigekommen; er sah die Grundlinien des großen Gebäudes, hörte von seiner Bestimmung und bewog den Minister des Innern, den Bau einzustellen. Ich ging zum Oberbürgermeister; der sagte: „Sie bauen eine Kirche und nicht eine Schule, denn auf dem Plan ist ein Turm und eine Glocke.“ „Nun“, sagte ich, „die Glocke ist für die Uhr; aber ich will sie entfernen und das Türmchen kleiner machen, daß niemand es für einen Kirchturm halten kann.“ Ich ändere den Plan; der Oberbürgermeister schien befriedigt; doch wollte er erst eine Nebenstraße in Ordnung bringen. Drei bis vier Tage sollte das dauern; aber es waren sieben Monate, in denen ich vom Gouverneur zum Rechtsanwalt, vom Gericht zum Rathaus ging, stets vergebens. Da stürzte die „liberale“ Regierung und die konservative, d. h. klerikale, kam aus Nader. Es schien keine Hoffnung mehr, doch fand ich Gnade vor den Augen des neuen Ministerpräsidenten. Dieser versprach seine Hilfe, wenn einige Aenderungen vorgenommen würden. Ich mußte das Türmchen und die Uhr wegnehmen, und durfte weiterbauen. Doch kaum hatten die Bauleute angefangen, als ein Polizeileutnant sie hindern wollte. Als er Widerstand fand, ging er zu seinen Auftraggebern, dem Erzbischof und dem Nuntius. Höchst überrascht, daß ich die Erlaubnis unter der klerikalen Regierung erlangt hatte, machten sie einen neuen Angriff. Denn sie waren es, welche uns sieben Monate lang gehindert hatten. Der Kardinalsekretär Rampolla schrieb im Namen des Papstes an die Königin; der Cretoni besuchte sie und den Ministerpräsidenten. Ich war auf einer Pastoral-Konferenz in Lissabon und wollte von dort nach London. Ich fand aber kein Schiff und mußte nach Madrid zurück, wo mich an der Bahn die Botschaft erwartete: „Der Ministerpräsident muß Sie dringend sprechen.“ Ich ging hin: Canovas sagte: „Ich habe neue Schwierigkeiten wegen der Schule. Es ist wahr, Sie haben in allem nachgegeben; ich bitte Sie aber, das gotische Fenster in der Front aus Gefälligkeit zu ändern. Der Nuntius hat es verlangt.“ Ich versprach, es flachbogig zu machen. Er fährt fort: „Das Gebäude hat einen runden Abschluß, es ist zwar kein Apfis, ist aber rund.“ Ich war dieser Nörgerei müde und sagte: „Dann mache ich es viereckig.“ Sofort fiel mir ein, daß das stillistisch nicht gehen würde; ich stand ratlos, aber da fiel mir ein Ausweg ein: „Könnten wir es achteckig machen?“ Der Ministerpräsident war einverstanden, und so ward ohne weitere Hinderung der Bau fortgeführt und ist jetzt fertig.

Medizinische Uebergriffe.

Münchener Neueste Nachrichten, Sonntag, den 17. Juni 1900.

Der große Fortschritt, den die Medizin in den letzten fünfzig Jahren auf allen ihren Gebieten erzielte, ist bedingt durch die Ergebnisse der zahlreich angestellten Experimente. Nur durch das Wiederholen bestimmter Vorgänge in der Natur in den engen Räumen des Experimentalsaales unter möglicher Ausschcheidung aller Nebenerscheinungen und störenden Einflüsse ist es möglich, in das wahre Wesen einer Krankheit einzudringen und die Mittel zu ihrer Heilung zu finden. Die Angriffe auf Vivisektion und ähnliche Studienzwecken dienende wissenschaftliche Untersuchungen entbehren daher der Berechtigung und müssen zurückgewiesen werden. In letzter Zeit kommen aber Fälle von Experimenten mit Kranken vor, die mit aller Entschiedenheit

gerügt werden müssen. Zu diesem gehört vor allem das nachstehend angeführte Experiment. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß der weitaus überwiegende Teil aller Aerzte und Professoren mit uns der Ansicht ist, daß eine derartige Behandlung von Kranken nicht im Interesse der Wissenschaft und der leidenden Menschheit steht, daß dem Einzelindividuum selbst zum Nutzen der Gesamtheit nicht Qualen auferlegt werden dürfen, die an mittelalterliche Tortur und Inquisition erinnern. Es muß sich in solchen Fällen unbedingt ein anderer Weg zum Studium der betreffenden Krankheitserscheinungen finden lassen. Sache der vorgesetzten medizinischen Behörden wird es sein, in Zukunft derlei Ausschreitungen wissenschaftlichen Eifers hintanzuhalten. Der „Hamburg. Korresp.“ schreibt:

Im Band 62 des „Archivs für klinische Medizin“ findet sich eine Abhandlung eines Arztes Dr. Stubell, ersten Assistenten der Medizinischen Klinik in Jena (Weiter: Professor Dr. Stinking) über einige Fälle von Diabetes insipidus (eine Art Harnruhr mit hochgradig gesteigertem Durstgefühl), der der „Vorwärts“ folgende Stelle entnimmt:

„Schon während der ersten Tage wurde mir klar, daß ohne Klausur genaue Untersuchungen an dem ersten Patienten Hertel unmöglich seien. Patient wurde in ein kleines Zimmer im Dachgeschoß der Klinik gebracht, das zwei Fenster mit Eisengittern von beträchtlicher Stärke hatte; die Thür war fest und gut verschließbar; den Schlüssel trug ich stets in der Tasche. Wenn ich aber glaubte, dadurch vor Täuschungen bewahrt zu sein, so irrte ich. Zwei- oder dreimal, als die Resultate nicht stimmten und ich den Patienten scharf in's Gebet nahm, gestand er mir, bei einem starken Regenguß ein Trinkgefäß zum Fenster hinausgehalten und auf äußerst komplizierte Weise aus der Dachrinne etwa je $\frac{1}{2}$ Liter Regenwasser aufgefangen zu haben. Einmal konstatierte ich, daß Patient von dem ihm gereichten Waschwasser getrunken hatte; ich ließ ihn von da ab während der Versuchstage sich nicht waschen. Einmal trank Patient nachts, als der Durst zu groß wurde, 1400 Kubikzentimeter seines eigenen Urins und am letzten Tage des Stoffwechselversuchs riß Patient, der während der letzten Tage desselben relativ sehr wenig zu trinken bekam, eine eiserne Gitterstange am Fenster aus, gelangte auf's Dach, von da durch ein anderes vergittertes Fenster, wo er ebenfalls eine Eisenstange ausriß, in's Wärterinnenzimmer und wurde dort noch rechtzeitig überrascht, als er eben an die Wasserleitung eilen wollte. Bei meinem zweiten Patienten habe ich ebenfalls Klausur angewandt, nachdem ich die Fenster durch dreifache Verstärkung des Eisengitters unwegsam gemacht hatte.“

Weiter heißt es auf Seite 98 des zitierten Bandes: „Patient ist durch diesen Versuch besonders stark mitgenommen. Er hat die Nacht vom 30. Juni bis zum 1. Juli unter furchtbaren Qualen zugebracht... Früh 7 Uhr, als Patient zum Wiegen und zur Blutuntersuchung aus der Zelle geführt zwei Treppen emporstiegen mußte, war er völlig kollabiert; das Gesicht war wie ausgetrocknet, Augen und Wangen tief eingesunken, Puls kaum fühlbar, überall im Körper Schmerzen, die Gelenke wie steif.“ In der „Medizinischen Reform“ (1900, Nr. 23 vom Sonntag, 10. Juni) schreibt Dr. A. C. Neuman (Berlin) im Anschluß an eine Darstellung des Falls: „Klingt diese Beschreibung nicht wie ein Kapitel aus einem Schauerroman? Liegt nicht eine grausame Ironie in dem Sake: „er wurde noch rechtzeitig überrascht, als er eben an die Wasserleitung gehen wollte?“ Mit anderem Worten, der Mensch, der von unstillbarem Durst gepeinigt, getrieben von einem der elementarsten Instinkte, in seiner Todesangst seinen eigenen Urin trinkt, dann seine ganze Kraft zusammennimmt zu einem letzten Verzweiflungsakt, Eisengitter durchbricht und über Dächer balanciert, um zu dem erlösenden Wasser zu gelangen, — er muß weiter dürsten, denn das Experiment verlangt es! Wie würde sich die Beurteilung des Falles gestalten haben, wenn der Patient Hertel bei Ausbruch eines Feuers infolge Verschlusses von Thür und Fenster bei zufälliger Abwesenheit des Experimentators um's Leben gekommen wäre, oder wenn er vom Dache abgestürzt und Schaden genommen hätte, oder aber wenn er an „Hitzschlag“ zu Grunde gegangen wäre? Das Experiment des Kollegen hätte ja leicht unbeabsichtigt zu der Beantwortung der „höchst interessanten Frage“ führen können, ob ein Mensch mit Diabetes insipidus auch trotz gewisser Flüssigkeitszufuhr an relativer Austrocknung des Blutes (also einer Art Hitzschlag) zu Grunde gehen kann.“

Der Experimentator selbst bemerkt:

„In diesem Versuch ist es, allerdings unter Hervorrufung bedrohlicher Störung des Allgemeinbefindens des Patienten, gelungen, die sonst so konstatierte Urinsekretion wesentlich herabzusetzen, ja auf 1½ Stunden zum Versiegen zu bringen, wobei ich hart an die Grenze des Erlaubten gegangen zu sein mir wohl bewußt bin (unter andauernder Kontrolle von Puls und Herz). Noch ein paar Stunden länger gedürstet und die Urinsekretion hätte vielleicht ganz aufgehört, die Herzaktion wahrscheinlich aber auch.“
(Arch. f. kl. Med. Bd. 62 pag. 97.)

Gemeingefährlich geisteskrank?

Kleine Presse, Frankfurt a. M., 6. April 1900.

Wiederholt schon ist die Erfahrung gemacht worden, daß sich die ärztlichen Gutachten über Geistesranke oder angeblich Geistesranke diametral gegenüberstehen. Manche Fälle, die in letzter Zeit das öffentliche Interesse erregten, weisen geradezu gebieterisch darauf hin, wie notwendig es ist, die denkbar größte Vorsicht walten zu lassen, ehe solche Leute zwangsweise in eine Anstalt verbracht werden. Lediglich aus diesem Grunde sehen wir uns veranlaßt, die nachstehenden, uns zur Verfügung gestellten Aktenstücke und Gutachten zu veröffentlichen; zur Sache selbst nehmen wir vorerst keine bestimmte Stellung. Der Fall liegt wie folgt: Der Tagelöhner Martin Engelhardt von Höchst a. M. hatte auf Veranlassung der Versicherungsanstalt Kassel wegen eines Lungenleidens Aufnahme in der Ruppertsheimer Lungenheilanstalt gefunden. Er wurde von dort nach kurzem Aufenthalt plötzlich entlassen und wandte sich nun, um Aufklärung über diese unerwartete Entlassung zu haben, an den Vorstand der Ortskrankenkasse in Höchst a. M. Der Vorstand wußte von nichts, schrieb nach Ruppertsheim und erhielt folgende Antwort:

Frankfurter Verein für Refrakteszenten-Anstalten, Heilstätte Ruppertsheim i. L.

Ruppertsheim i. L., 26. März 1900.

Sehr geehrter Herr!

Den Tagelöhner Engelhardt haben wir am 23. März 1900 aus der Anstalt entlassen müssen, weil uns vom Magistrat Höchst ein Schreiben zuing, wonach pp. Engelhardt als gemeingefährlicher Geisteskranker zu betrachten sei. Seine Unterbringung in die Irrenanstalt Eichberg sei bereits beantragt. Die dem pp. Engelhardt gegenüber gebrauchten Worte: die Versicherungsanstalt Kassel bezahle nicht die Kosten mehr, waren nur eine Ausrede, um dem Manne die Entlassung unverfänglich erscheinen zu lassen. Ergebenst
Dr. Naum.

Alsdann schrieb Engelhardt ebenfalls nach Ruppertsheim um Ausstellung eines Zeugnisses über sein Verhalten während seiner Anwesenheit in der dortigen Anstalt. Das Zeugnis lautet:

Ruppertsheim i. L., 28. März 1900.

Ärztliche Bescheinigung.

Der Unterzeichnete bestätigt hiermit, daß der Tagelöhner Martin Engelhardt von Höchst, welcher sich vom 13. bis 23. März 1900 in der Heilstätte Ruppertsheim befunden hat, sich während dieser Zeit ordentlich betragen und zu keinerlei Klagen Anlaß gegeben hat.
Dr. Naum.

Nunmehr beauftragte die Ortskrankenkasse Höchst den Engelhardt, sich von Dr. med. S. Auerbach in Frankfurt, Fellenstraße 10, auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen. Das Gutachten dieses Spezialarztes für Nervenkrankheiten lautete wörtlich folgendermaßen:

Frankfurt a. M., 29. März 1900.

Ärztliches Attest.

Das Kassenmitglied Martin Engelhardt habe ich auf Ihr Ersuchen am 27., 28. und 29. März in meiner Sprechstunde auf seinen Geisteszustand untersucht und erstatte über denselben folgendes Attest, soweit ein solches ohne Kenntnis von Akten und ohne längere Anstaltsbeobachtung möglich ist. Aus den Angaben des Engelhardt ist hervorzuheben, daß in seiner Familie keine Nerven- oder Geisteskrankheiten vorgekommen sein sollen. Er sei vor 3 Jahren in Kreuznach wegen Unterschlagung mit 1 Monat Gefängnis bestraft worden. Er war angeblich gesund bis Herbst 1899. Zu dieser Zeit sei er an Lungenkatarrh erkrankt, der ihn seitdem nie ganz verlassen habe. Vom 13. bis 23. März war er in der Heilstätte Ruppertsheim, aus welcher er trotz ärztlich bescheinigter guter Führung

entlassen wurde auf ein Schreiben des Magistrats zu Höchst hin des Inhalts, daß der C. als ein gemeingefährlich Geisteskranker anzusehen und seine Ueberbringung an die Irrenanstalt Eichberg beantragt sei. Die Erzählung des C. über sein früheres Verlöbniß, dessen Lösung, Ursachen, Zerwürfniß mit der Familie der Braut, sowie die Mitteilung über den angeblichen Ueberfall am 9. oder 10. Dezember 1899 in der Wohnung eines Schwagers der letzten und das sich anschließende Ermittlungsverfahren übergehe ich, da eine Kontrollierung dieser Angaben für mich ohne Kenntnis der Akten ganz unmöglich ist. Die Schilderung jenes Ueberfalls klingt etwas romantisch. Ob dies auf Wahrheit beruht oder auf eine krankhaft überreizte Einbildungskraft des C. zurückzuführen ist, kann ich aus dem angeführten Grunde nicht beurteilen. Am Nervensystem des C. (Pupillen, Kniescheibenreflexe, Empfindungsfähigkeit der Haut, Sinnesorgane, Bewegungsfähigkeit der Gliedmaßen usw.) konnte ich keinerlei krankhafte Abweichungen feststellen. Auch Gedächtnis und Urteilskraft scheinen normal zu sein. Ich habe keinen Anhaltspunkt dafür gewinnen können, daß der C. an Sinnestäuschungen leidet oder Wahnvorstellung hat. Er ist wohl ziemlich aufgeregt, aber nicht mehr als ein normaler Mensch sein würde, der erfährt, daß er von der Behörde als gemeingefährlicher Geisteskranker angesehen wird und in eine Irrenanstalt verbracht werden soll. Im übrigen war das Benehmen des C. mir gegenüber ein geistetes, seinem Bildungsstande durchaus entsprechend. Zum Schluß gestatte ich mir zu bemerken, daß es überhaupt nicht möglich ist, ein definitives Gutachten über den Geisteszustand eines Menschen abzugeben, ohne daß man die Akten kennt und, wenigstens in schwierigen Fällen, den Betroffenen in einer Anstalt mehrere Wochen beobachtet hat.

Dr. Auerbach.

Nach Behauptung des C. soll seine Verbringung in eine Irrenanstalt auf Grund des Gutachtens geschehen, das der Kreisphysikus*) in Höchst ausgestellt hat. C. behauptet ferner, er sei von diesem Arzt nie (?) untersucht und beobachtet worden. Auf unsere Anfrage bei der Polizeibehörde in Höchst wurde uns die Angabe des C. bestätigt, es bestände die Absicht, ihn nach dem Eichberg verbringen zu lassen. Eine längere Beobachtung in einer Anstalt sei allerdings nicht erfolgt; man habe aber allen Anlaß, ihn auf Grund von Briefen und Gedichten für gemeingefährlich geisteskrank zu halten. Das ist der Stand der Angelegenheit, auf die wir wohl noch zurückkommen werden. Jedenfalls liegt die Sache so, daß man näheren Erklärungen der in Betracht kommenden Behörden entgegensehen darf, nachdem der Fall an die Öffentlichkeit gebracht worden ist, an die er unseres Erachtens gehört. Vor allem bedarf es dringend der Aufklärung, warum man einen Mann, der gemeingefährlich geisteskrank sein soll, aus einem Lungenanatorium wegschickt oder wegschicken läßt, anstatt ihn sofort einer Irrenanstalt zuzuführen oder sonstwie in sichere Bewachung zu nehmen. Wenn er nun unterdessen Unheil angerichtet hätte? Wen trüfe dann die Hauptschuld.

Sonderbare Politik.

Im Eisenbahnkoupee saß ein Knabe. Er saß ruhig in der Ecke und blickte mit stillem Behagen zum Fenster hinaus. Da kam ein großer Lackel hereingestolpert und riß mit seinen klobigen Praxen den Knaben vom Fenster, um sich selbst an den Platz zu setzen. Der Kleine wehrte sich mutig. Der Große aber schleuderte ihn zu Boden, schlug ihn, trat ihn mit Füßen, würgte ihn, sodaß der Knabe röchelte, die Augen verzog und blau wurde im Gesicht. Die übrigen Insassen des Koupees waren ob des brutalen Ueberfalles starr vdr Entrüstung. Dann begannen sie ihre Stimmen zu erheben gegen diesen bestialischen Angriff, der Knabe habe still und bescheiden auf seinem Plätzchen gesessen, der eben erst Eingestiegene habe nicht das mindeste

*) Anmerk. Dieser selbe Kreisphysikus hat einen vortrefflich begabten Naturheiler W. in Frankfurt a. M., weil dieser viele kranke Kinder in Höchst mit Wasserbehandl. heilte, verfolgt, er hat ihn zu beschuldigen versucht wegen angeblicher Kurpfuscherei und Gesundheitsschädigungen, jedoch erfolglos durch alle Instanzen der Anklagebehörden hindurch. W. wurde, da unschuldig, nicht angeklagt. D. R.

Recht, ihn vom Plaze zu drängen, für ihn sei noch Raum genug und er solle sich anständig benehmen. Der große Tölpel bekümmerte sich nicht um das Gerede der Leute, sondern fuhr fort, den wehrlosen Knaben zu mißhandeln, über dessen bebenden Körper schon das Blut strömte. Jetzt kam der Schaffner herbei, um Ordnung zu machen. Er ermahnte den Riesenlummel, den Kleinen in Ruhe zu lassen, er drohte, ihn bei der nächsten Station hinauszuweisen, aber der Wütende kehrte sich nicht dran. Auf das Geschrei kamen Leute von den anderen Koupees heran, umstanden die widerliche Szene, drückten mit Zorn und Verwünschungen ihren Unmut aus über diesen niederträchtigen Räuber-Kerl, der ein harmloses Kind überfalle und erwürge. Es war ein grauenhaftes Geschrei der Entrüstung; aber nicht ein einziger legte Hand an, um die Bestie abzuwehren und den armen Jungen zu schützen. Als der Kleine tot war, stiegen sie mit grenzenloser Entrüstung aus dem Zuge, und versluchten die Zustände, unter denen eine solch himmelschreiende Gräueltat geschehen konnte. Der große Bengel saß breit und herrisch am Fenster und grinste mit Hohn auf die sittlich entrüstete Menge. So, das wären die Buren, die Engländer und — die zivilisierte Gesellschaft. — Das muß man sagen, wir haben uns bei diesem Kriege mal wieder einmal nett benommen. Groß war unser beleidigtes Rechtsgefühl, unser Mitleid, unsere Opferwilligkeit für die armen, tapferen Buren — soweit es gerade für uns selber keinen Nachteil brachte. Die ganze Welt, mit Ausnahme des Angreifers, war sich einig in der allerschärfsten Verurteilung des Krieges. Die Leitungen konnten sich nicht genug thun, die englische Räuberpolitik zu verdammen, die Heldenhastigkeit des kleinen Burenvolkes zu rühmen und wieder einmal darzulegen, welch' stärkendes und sittigendes Element sei! Versammlungen und Sammlungen für die Buren überall — kurz, das ganze Volk und die Völker ringsum waren in höchster Erregung und machten die Sache der kleinen, heldenhaft ringenden Republik zu der ihren. Als nun aber Präsident Krüger an die Fürsten den Notschrei richtete um Vermittelung, antworteten diese Fürsten: Uns geht das nichts an, wir mischen uns nicht drein. So steht es mit der Volksmacht unserer „demokratischen“ Zeit. Die Millionen und Millionen Menschen vermögen es nicht, ein paar Souveräne soweit zu beeinflussen, um ein himmelschreiendes Unrecht, einen offenen Raubzug oder Volksmord zu verhindern, der die ganze Welt in Entrüstung setzt. Sobald die Buren sich behaupteten, schwamm die Menge in Begeisterung und Entzücken. Es ist so bequem, wenn bei einem Kampf „die Herzen mitschlagen“, während man selber weit vom Schusse steht. Man schaute diesem Kampfe zu, etwa wie man ein Heldengedicht auf der Bühne sieht; um des künstlerischen Prinzips willen wünschten wir einen Ausgang mit poetischer Gerechtigkeit. Als aber das zu geschehen drohte — was doch vorauszu sehen war — und der kleine Transvaalstaat der ungeheuren Uebermacht zu erliegen schien, da kühlte sich die Teilnahme ab, man begann das Verhalten der Buren zu kritisieren, wie man ein Theaterstück kritisiert, das schließlich unbefriedigt gelassen hat: man fand, daß die Buren im Angriffe zu saumselig, im Kampfe zu lässig gewesen wären, man bemängelte, daß sie um Unterhandlungen, um Frieden baten. Man war einfach enttäuscht. Diese „großen Kulturvölker“, die nicht einmal soviel Einfluß, Macht und Rückgrat haben, um den Riesenraubzug eines andern „Kulturvolkes“ zu verhindern, verlangten von einer handvoll Bauern und Hirten, daß sie den antiken Heldentod sterben. Das ist öffentliche Meinung,

das ist schlechte Politik, das ist Sentimentalität und Eigennutz, das ist alles Mögliche — nur das Richtige ist es nicht. Die tapferen Buren verdienten thatkräftige Freunde und nicht — gerührte Zuschauer. —

Wie ein Peter Rosegger sein ritterliches Schwert schwingt zu Gunsten des Rechts im Burenkriege, so schwingen es die deutschen Nationaldichter vor und während der Freiheitskriege und so schwang es in den lehrerflossenen Jahren der französische Romanschriftsteller Emil Zola in dem Dreifusprozeß und so hat es jüngst in Deutschland gegen den preußenslawischen Geist ein Prinz Ludwig von Bayern geschwungen und gegen denselben Geist ein Professor Lipps in München und mit ihm die ganze Schar wahrer Geistesaristokraten, Heise, Sudermann, Thoma usw.

Der Fall Gröber und der jesuitische Geist.

Denkt man sich nun diesen preußischslawischen Geist mit den jesuitischen Dunkelmännern des Centrums und der protestantischen Orthodoxie verbunden, so haben wir den Fall Gröber. Der Landrichter und Reichstagsabgeordnete Gröber, der Haupt sittlichkeitsapostel in der lex Heinze hat dem katholischen Pfarrer Knittel, der sich an minderjährige Mädchen unsittlich vergangen hatte und dem nach seiner Flucht in die Schweiz von der Württembergischen Regierung nachgestellt wurde, dadurch der wohlverdienten Strafe entzogen, als Gröber ein Gutachten diesem Sittlichkeitsverbrecher lieferte, auf Grund dessen, er von der Schweizerischen Regierung nicht ausgeliefert wurde, weil solcher Fall im deutsch-schweizerischen Auslieferungsvertrage nicht vorgesehen war. Die Frankfurter Zeitung hat sich das Verdienst erworben, den Fall Gröber-Knittel an die breite Doffentlichkeit gezogen zu haben.

Der Reichstagsabgeordnete Gröber, der hervorragende Centrums- und Heinzemann, hat in der Pose als juristischer Schutzengel des unsittlichen Pfarrers Fridolin Knittel das ihm gebührende Aufsehen erregt. Die gesamte liberale Presse erblickt in dem Fall Gröber-Knittel einen krassen Beleg dafür, daß die eifrigste Parteinahme für die lex Heinze noch keine Garantie für ein außergewöhnlich entwickeltes Sittlichkeitsgefühl höheren Schlages zu sein braucht. Denn ein derartig verfeinertes Empfinden würde den Besitzer unter allen Umständen davor bewahren, ein völlig vergrößerter Sittlichkeitsbegriff kann sich mit den Entschuldigungen zufriedengeben, die in der Herrn Gröber nahestehenden Presse zu seinen Gunsten vorgebracht werden. Die Erwiderung des katholischen Stuttgarter „Deutschen Volksblattes“, die schon telegraphisch kurz erwähnt wurde, lautet wortgetreu:

„Einen Schlag ins Wasser vollbringt die „Frankfurter Zeitung“, indem sie dem Abgeordneten Gröber vorwirft, daß er als Jurist ein Rechtsgutachten ausarbeitete, durch das eine Auslieferung wegen Sittlichkeitsvergehens verhindert wurde. Der Fall hat schon vor mehreren Jahren die Presse beschäftigt. Wenn natürlich ein Rechtsanwalt, vielleicht Dr. Elsas, ein solches Gutachten gefertigt und dafür seine Gebühren erhalten hätte, wäre alles im Reinen, so aber erhebt die „Frankf. Ztg.“ ihre Stimme als Sittlichkeitsrichterin. Wer lacht nicht über diese urkomische Rolle des Judenblattes, das Herrn Gröber in keiner Weise etwas nachweisen kann, was gegen die Gezeße verstößt!“

Dieses hilflose Gestammel, so schreibt dazu unser Stuttgarter Korrespondent, verrät deutlich die tödtliche Verlegenheit, der es entsprungen ist.

Da das ultramontane Blatt nichts in Abrede stellen kann, sucht es durch ein par kleine Kunstgriffe der Sache ein anderes Ansehen zu geben. Allerdings war der Fall Knittel nicht unbekannt, wohl aber war es die Rolle, die Herr Gröber dabei gespielt hat. Hat das „D. B.“ darum gewußt, so hat es seine Kenntnis hübsch für sich behalten. Vollends kindisch ist die Hereinziehung eines volksparteilichen Rechtsanwaltes in die Affaire. Herr Dr. Elsas hat erstens niemals ein derartiges Gutachten geliefert, und zweitens ist er weder Richter, noch Vorkämpfer der Lex Heinze. Das „Deutsche Volksblatt“ in seiner kostbaren Naivetät scheint immer noch nicht zu wissen, um was es sich eigentlich handelt; wir wollen ihm daher hilfreich entgegenkommen. Also: durch Urteil des schweizerischen Bundesgerichts ist festgestellt worden, daß der Sittlichkeitsapostel Göber einem geistlichen Mädchenverderber seinen juristischen Beistand geliehen hat, um ihn vor der drohenden Strafe zu retten, und daß der Richter Gröber zu dem gleichem Zwecke der Justiz seines eigenen Landes in den Arm gefallen ist.

Auch die „Germania“ nimmt sich des Herrn Gröber an. Freilich, Stichhaltiges kann auch sie nicht erwidern. Gröber habe kein „förmliches Rechtsgutachten gegeben, sondern nur eine „briefliche Antwort“ auf eine Anfrage des entflohenen Pfarrers Knittel. Gröber's Ansicht sei überdies rechtlich richtig gewesen. Daß es darauf gar nicht ankommt, weiß die „Germania“ vermutlich so gut wie das „Deutsche Volksblatt“. Auch der antisemitische Seitengang, den das Berliner Centrumsorgan sich ebenso wenig verkneifen kann — die „Germania“ fragt zum Schluß: „Haben die liberalen Blätter schon ganz das Dreyfus-Syndikat vergessen?“ — auch dieser possierliche Vordersprung ist doch nur ein Zeichen dafür, wie heiß den Centrumsmännern der Boden unter den Füßen brennt, wenn sie gezwungen sind, sich auf das Gebiet des Falles Gröber-Knittel zu begeben. Eine nette Unterstützung findet Gröber bei Dabach. Die „Märktische Volkszeitung“ dieses tüchtigen Gottes- und Geistesmannes erzählt ihren Lesern, Gröber habe als Landrichter in Heilbronn auf Grund der Auslieferungsverträge „entschieden“, daß die Schweiz den betreffenden Geistlichen nicht ausliefern dürfte, und die „Frankfurter Zeitung“ stelle die Sache so dar, als habe Gröber „ein falsches Urteil gefällt“. Eine niedliche Fälschung des Thatbestandes! Die Organe des Herrn Dabach sollten in ihren virtuosen Leistungen auf diesem Gebiet nachgrade doch etwas vorsichtiger werden, sonst reißt am Ende ihren eigenen Parteigenossen die Geduld, und es vollzieht sich eines schönen Tages das moralische Strafgericht, das allerdings mehr physisch, „rechts und links“ — Herr Koeren gerichtsbekanntermaßen Herrn Dabach schon einmal ange droht hat.

Ein Hilferuf Mataafas.

Apell des Samoakönigs Mataafa für sein Volk an die drei Großmächte.

Um meines Volkes willen, welchem ich in großer Liebe zugethan bin, sehe ich die drei Großmächte England, Deutschland und die Vereinigten Staaten an, auf meine Stimme zu hören und meine Bitte zu erfüllen. Ich verlange und wünsche nichts für mich selbst. Meine Jahre sind gezählt, denn ich bin alt. Bald wird sich das Grab über mir schließen, und ich werde nicht mehr sein. Aber das Volk, welches mich lange geliebt hat und noch liebt,

wird noch viele Jahre leben, wenn ich nicht bin. Die starken Männer, welche mir tapfer und treu gedient, die Frauen, welcher um meiner Sache willen so manches Ungemach und Entbehrungen erduldet haben, und die Kinder, welche mit ihrem Frohsinn und Spiel Freude und Glück in unsere Dörfer tragen — sie alle werden leben, wenn man mich in Samoa nicht mehr kennt. Um ihretwillen erhebe ich meine Stimme und flehe, daß die drei Großmächte in ihrer Großmut und Freundlichkeit meine Bitte gewähren mögen.

Dreimal bin ich zum König über Samoa gewählt, aus freien Willen und freier Wahl der großen Mehrheit des Volkes und gemäß den Bräuchen und Gesetzen unseres Landes. In Faleula im Jahre 1888, in Vaila im Jahre 1889 und in Mulinu im Jahre 1898 verlangte das Volk, von mir regiert zu werden.

Als das Volk mir zum letzten Mal die Königswürde antrug, glaubte ich, daß niemand gegen mich sei, denn ganz Samoa schien einig. Es lag mir nicht daran, die Herrschaft zu übernehmen, denn ich war fünf Jahre fern von meinem Vaterlande in der Verbannung gewesen und wünschte den Rest meines Lebens friedlich und ruhig in Samoa zu verleben, umsomehr, als die Könige von Samoa stets von Gefahren, Schwierigkeiten und Unruhen umringt gewesen sind.

Ich glaubte also, daß das Volk mich zum Könige wünschte, und hoffte auch, daß ich es so würde regieren könne, daß ganz Samoa glücklich, zufrieden und friedlich sein würde. Aber gewisse schlechte weiße Männer geleiteten einen Teil des Volkes auf falsche Wege, indem sie ihn durch Falschheit und betrügerische Versprechungen verführten. Diese schlechten Männer überredeten eine kleine Minorität der Samoaner, einen Knaben zum König zu wählen. Sie zwangen ihn, gegen seinen Willen die Schule in Leulumaeaga zu verlassen; er kam nach Apia und lebte in den Häusern mehrerer Weißen, so daß sie ihn vollkommen in ihrer Macht hatten. Sie wünschten, daß er König sei, um mit ihm machen zu können, was sie wollten, nicht zum Besten Samoas, sondern zum Gunsten ihrer selbstfüchtigen Pläne.

Manche Leute sagen, daß, bevor ich Jesuit verließ, um nach Samoa zurückzukehren, ich das schriftliche Versprechen gegeben hätte, mich mit samoanischer Politik nicht mehr zu befassen, und daß ich aus diesem Grunde rechtlich nicht mehr hätte zum König gewählt werden können. Aber diese Darstellung ist nicht richtig. Ich habe nicht versprochen, mich um die Politik Samoas nicht mehr zu bekümmern, und das Schreiben, welches ich unterzeichnete, enthält nichts, was mich hätte hindern können, nach dem Tode Malietoa Laupepas König von Samoa zu werden.

Ich glaubte auch und war dessen sicher, daß die deutsche Regierung gegen mein Königtum nichts einzuwenden hatte. Ich kann daher nicht verstehen, warum schlechte und hinterlistige weiße Männer, welche dazu von der deutschen Regierung nicht autorisiert waren, einen Einspruch erheben sollten, welche nicht England oder Amerika, sondern allein Deutschland anging. Der Oberrichter jedoch, der ein unkundiger und unaufrichtiger Mann ist, hörte auf die hinterlistigen Ratgeber, schenkte auch den schlechten Einflüsterungen anderer gern Gehör und ernannte den

Knaben zum König von Samoa,

entgegen den Rechten und Gebräuchen des Landes; denn niemals ist es in Samoa Brauch gewesen, einen Knaben mit der Macht und dem Ansehen

eines Oberführers oder Königs zu bekleiden. Es war ein ungerechtes Urtheil, entgegen den Wünschen der Majorität des samoanischen Volkes. Da erhob sich mein Volk in seinen Aerger und Unwillen, vertrieb die kleine Minorität, welche den Knaben zum König wollte, aus Apia und errichtete eine samoanische Regierung in Mulinu. Diesen Regierung wurde von den Konsuln Großbritanniens, Deutschlands und der vereinigten Staaten namens der drei Mächte anerkannt, bis die Mächte bestimmen würden, was bezüglich der ungerechten Entscheidung des Oerrichters geschehen sollte.

Bevor aber noch die drei Großmächte Zeit fanden, mit einander zu verhandeln und sich gegenseitig ihre Wünsche bekannt zu geben, befahl mir der amerikanische Admiral, mich dem Knaben zu unterwerfen, der entgegen den Gesetzen vom Oerrichter zum König ernannt war. Er befahl gleichzeitig, daß die Regierung, welche in Muliu errichtet und von den drei Großmächten anerkannt war, aufgehoben werden und sich mein Volk der kleinen oppositionellen Partei unterwerfen solle. Er fügte seinem Befehl die Drohung hinzu, daß, wenn seine Anordnungen nicht befolgt würden, er auf die Bevölkerung Mulinus, die vollkommen ohne Schutz war, würde schießen lassen. Diese Befehle betrübten und überraschten das Volk, da es wußte, daß sie nicht von den Großmächten ausgingen, sondern allein auf den bösen Einfluß gewisser Beamten und weißer Männer zurückzuführen seien. So verließen denn mein Volk und ich Mulinu und gingen in den Busch. Darauf beschossen die amerikanischen und englischen Kriegsschiffe die Stadt Apia und den Berg Vaea und schickten Truppen aus Land, um die Stadt zu besetzen.

Manches Gefecht fand statt, und viele meiner Leute wurden getötet und verwundet durch die Feuerrohre, welche so viele Kugeln speien, wie Regentropfen fallen in einem heftigen Schauer. Einige der weißen Offiziere wurden ebenfalls erschlagen; ich war deshalb sehr betrübt, denn ich wollte nicht, daß irgend jemand getötet werden sollte. Sehr häufig, wenn die weißen Soldaten durch den Busch marschierten, befanden sich meine Leute umgesehen zu beiden Seiten von ihnen und hätten viele töten können, aber sie ließen sie unverletzt passieren.

Dann kreuzten die englischen Schiffe auf und nieder an den Küsten von Upolu und Savaii und beschossen viele schutzlose Städte und Dörfer, deren Bewohner garnicht an Kampf dachten, da sie fast nur aus Greisen, Frauen, Kindern und Predigern bestanden. So waren denn auch diese gezwungen,

im Busch und in den Kirchen Zuflucht

zu suchen, aber selbst die heiligen Gebäude waren nicht sicher, da mehrere von den Bomben und Kugeln getroffen wurden, was große Unruhen und Angst in der Bevölkerung hervorrief. Dann kamen die weißen Offiziere mit kleinen Dampf- und Ruderbooten und landeten samoanische Krieger. Selbst der englische Konsul war unter ihnen, mit Schwert und Revolver bewaffnet. Die weißen Offiziere befahlen den Samoanern, die Häuser in den Städten und Dörfern anzuzünden. Alles wurde niedergebrannt, nur die Häuser der Geistlichen wurden verschont. Auch viele Plantagen und große, wertvolle Schiffe wurden zerstört, deren Herstellung viele tausend Dollars gekostet hatten.

In Folge der Zerstörung ihrer Häuser und der Plünderung der Städte und Dörfer waren nun auch die Greise, Frauen und Kinder gezwun-

gen, im Busch Zuflucht zu suchen, wo sie in ärmlichen Hütten wohnten, die keinen Schutz gegen die Unbill des Wetters gewährten und sich in gesundheitschädlichem Zustande befanden. Sie waren gezwungen, mit unbelöblicher und ungenügender Nahrung ihr Leben zu fristen. Die Folge davon war, daß viele von ihnen bald erkrankten und starben, wodurch großes Unglück und Herzeleid über fast jedes Dorf und jede Stadt gebracht wurde.

Noch jetzt wohnt das Volk in schnell errichteten, nur für vorübergehenden Gebrauch geeigneten Häusern, ohne jede Bequemlichkeit. Inständig stehe ich daher die Großmächte an, mit meinem unglücklichen Volk Erbarmen zu haben. Sie haben den hohen Kommissaren gehorcht, welche die Großmächte nach Samoa entsandt haben.

Sie haben ihre Gewehre abgeliefert und haben treu erfüllt, was die hohen Kommissare von ihnen forderten und sind entschlossen, der provisorischen Regierung zu gehorchen, welche von den Kommissaren errichtet wurde, bevor sie Samoa verließen.

Obgleich mein Volk häufigen Beleidigungen und schlechter Behandlung seitens der kleinen oppositionellen Partei ausgesetzt ist, welche dadurch nur neue Streitigkeiten hervorrufen will, wünscht es doch mit ganz Samoa in Frieden zu leben. Wenn nur dem Einfluß weniger schlechtgesinnter weißer Männer Einhalt gethan würde, indem man diese Leute aus dem Lande entfernte, würde lange keine Unruhe sein und ganz Samoa würde Frieden haben.

Ich und mein Volk sind froh in der Erwartung einer neuen und beständigen Regierung Samoas. Wenn die Großmächte uns gute Männer zur Uebernahme der Regierung senden werden, und nicht solche, welche sich nur um ihre Einkünfte kümmern, so wird Samoa gedeihen in Frieden und Glück. Ich flehe zu Gott, daß es so kommen möchte, denn ich liebe mein Land und mein Volk von ganzem Herzen.

So bitte ich denn die Großmächte,

aus ihrem Ueberfluß meinem Volke eine Entschädigung zu gewähren für den großen Schaden und die Verluste, welche es betroffen haben. Ich wende mich an Seine Majestät den Deutschen Kaiser mit großer Zuversicht und Vertrauen, denn während aller Prüfungen und Unruhen des letzten Jahres sind er und seine Regierung meines Volkes und meine treuen und beständigen Freunde gewesen, woran wir uns stets mit tiefer und bleibender Dankbarkeit erinnern werden.

Ich wende mich an Präsident Mac Kinley und die Regierung der Vereinigten Staaten Amerikas, denn dieses große Land ist Samoa stets freundschaftlich gesinnt gewesen und hat uns in früheren Jahren unterstützt und gestärkt in Zeichen der Gefahr und Bedrängnis. Ich wende mich an Ihre Majestät Königin Viktoria und die Regierung Großbritanniens, denn alle Welt weiß, daß die Königin eine gute, freundliche und humane Herrscherin und die britische Regierung allzeit bereit gewesen ist, die Hilfsbedürftigen zu unterstützen und den Schwachen und Unglücklichen in allen Ländern zu helfen. Ich wende mich an die großen Völker Deutschlands, Amerikas und Englands und flehe sie an, ihre Stimme zu unseren Gunsten zu erheben und mein Volk zu unterstützen in seiner großen Sache.

Die Gnade Gottes erleuchtet das Leben derjenigen, welche die Beleidigten und Bedrängten unterstützen, und der Segen derjenigen, welchen sie helfen und beistehen, wird ihnen folgen immerdar. gez. J. Mataafa.

Amaila, Apolu, Samoa, den 16. September 1899.

Die Berufswahl der jungen Leute.

Ein Beitrag aus dem Gebiete der Experimental-Psychologie.

Von Prof. Alfred Binet (Paris). *)

Die Berufswahl gestaltet sich in unseren Tagen insofern als intensiver Kampf ums Dasein immer schwieriger. Alle damit zusammenhängenden Fragen, so z. B. die Frage, ob das Studium der klassischen Sprachen u. an unseren Mittelschulen obligatorisch bleiben sollte, oder ob der Pflege der Realien der Vorzug zu geben sei, beschäftigen gegenwärtig die Eltern und Pädagogen mehr als je.

Unsere Journalisten und Pädagogen haben eigentlich nur einen alten, berühmten Streit über dieses Thema aus dem 17. Jahrhundert ausgegraben und wiederholen, ohne viel neues hinzuzufügen, die schon damals ins Treffen geführten Argumente für und wieder, die einen, um die hohe Bedeutung der klassischen Sprachen für den Unterricht hervorzuheben, die anderen, um den Wert der philologischen Studien zu Gunsten der modernen Sprachen und Wissenschaften herabzudrücken.

Trotz meiner Abneigung gegen alle Tagesfragen fühle ich mich aber doch verpflichtet, auf diese hier etwas näher einzugehen und sie vom Standpunkte der experimentellen Psychologie aus zu beleuchten. Denn es will mir scheinen, als ob die Lösung dieses Problems und mithin auch die Einflussnahme auf die Berufswahl unserer Jugend dieser Wissenschaft zufalle. Die sehr vage und dehnbare Beweisführung der beiden früher erwähnten Gegenparteien könnte erfolgreich nur durch eine sorgfältige Prüfung der Natur der geistigen Fähigkeiten ersetzt werden.

Kein einsichtiger Beurteiler wird den Nutzen und den Zauber des humanistischen Unterrichtes leugnen. Aber nur eine bestimmte Art der Intelligenz vermag aus diesem Unterricht den darin gelegenen Vorteil zu ziehen, und es wäre, wenigstens meiner Ansicht nach, eine ganz unsinnige Verschwendung von Zeit und Kraft, wollte man in dieser Beziehung eine einzige, allgemeine Regel aufstellen und diese Allen ohne Unterschied aufnötigen. Man muß auch im Hinblick auf die gewiß sehr ersprießlichen modernen Unterrichtsmethoden mit der Verschiedenartigkeit und der Eigentümlichkeit der Verstandesfähigkeiten der einzelnen Schüler rechnen und die Verschiedenheit in dem Maße geistiger Aufnahmefähigkeit des Lernenden nicht außer Acht lassen.

Ich glaube nun, statt in abstracto oder sozusagen in's Blaue hinein über dieses Problem zu kennegeißern, was doch nur zu leeren Worten führen würde, vorerst die wichtige und unumstößliche Tatsache ins Auge fassen zu sollen, daß wir nicht alle die gleichen Fähigkeiten besitzen, daß man nicht alle Menschen über denselben Leisten schlagen kann, daß es überhaupt viele Arten geistiger Befähigung giebt, die unter einander sehr verschieden sind, und daß, was dem Einen leicht fällt, dem Andern unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Das ist eine so bekannte Wahrheit, daß sie fast ein Gemeinplatz ist. Um nun diese verschiedenen Talente und Fähigkeiten richtig erkennen zu können, muß man notwendigermaßen den Weg der experimentellen Psychologie einschlagen, den einzigen, der, obgleich er den Irrtum durchaus nicht ausschließt, uns doch einigermaßen aus der Sackgasse einem Ziele zuführen kann.

*) Wir entnehmen diesen interessanten Aufsatz der Wiener Wochenschrift „Die Waage“ (Herausgeber Dr. Rudolf Lothar.)

Die von mir seit 10 Jahren gepflogenen bezüglichlichen Untersuchungen haben mich gelehrt, drei ausgesprochene Typen der Intelligenz: die literarische, wissenschaftliche und künstlerische, zu unterscheiden. Natürlich giebt es da auch Uebergangsstufen und Nüancirungen bis zum ausgesprochenen Talente, das sehr selten ist und alle drei Anlagen in sich vereinigt.

Dem literarisch veranlagten Geiste ist es hauptsächlich um die Entwicklung der Sprache zu thun; ein Pedant würde hinzufügen: um die Ausbildung der Redegewandtheit und der dazu gehörigen Hirnfunktion. Der literarische Geist prägt sich im Geschmack für die Lektüre aus, in der Leichtigkeit zu schreiben, und wohlgefügte Sätze, fein geschliffene Worte zu bilden.

Hierfür giebt es schon in unseren Schulen eine experimentelle Untersuchung des literarischen Geistes: die schriftliche Komposition.

Man gebe in einer Klasse allen Schülern den gleichen Aufsatz und man wird sehen, daß zwei Schüler von gleichwertiger Intelligenz zwei im Werte verschiedene Aufsätze liefern werden. Der eine wird eine Seite voll malerischen Schwunges und Empfindungstiefe schreiben, indeß der andere mit Mühe und Not ein paar kurze, trockene Sätze hervorstanummeln wird. Ich besitze viele solcher Aufsätze, die namentlich für Analytiker interessant sind. Wem sind übrigens nicht schon analoge Beispiele im Leben begegnet?

Seit einer Reihe von Jahren studiere ich mit vielem Interesse einen jungen Mann, der mein Schüler war und dessen geistige Werkstatt ich ganz genau beobachten konnte, da ich ihn öfter als meinen Mitarbeiter beschäftigte. Die Natur hat diesem jungen Manne einen gesunden Verstand und einen kritischen Geist gegeben, dessen ätzende Schärfe oft genug Jene verletzte, deren Arbeiten seinem Urtheile unterworfen waren. Man denke sich zu dieser Gabe noch ein außerordentliches Sprachtalent hinzu, ein umfassendes und sicheres Gedächtnis, ein außergewöhnliches Beobachtungsvermögen und eine manuelle Geschicklichkeit, die es ihm möglich macht, binnen wenigen Minuten die schwierigsten Fertigkeiten sich anzueignen. — Was ihn aber fehlt, ist ein wenig Einbildungskraft und besonders der literarische Geist. Ueber diese so empfindliche Lücke konnte ich ihm gegenüber eines Tages eine Bemerkung nicht unterdrücken; er gab den Mangel freimütig zu und gestand mir, daß er absolut nicht schreiben könne. Die Fähigkeit, seine Gedanken in Worten zu formulieren, ist eng begrenzt, sein Wortschatz gerinzfügig. Seine Sätze sind kurz, trocken, zerhackt, nur schlecht durch die einfachsten Bedingungen verknüpft, und beim Lesen seiner Arbeiten fühlt man förmlich den Kampf der komplizierten und subtilen Gedanken mit einem in der Entwicklung zurückgebliebenen Ausdrucksvermögen ohne jede persönliche Färbung.

Der wissenschaftliche Geist bekundet sich durch den heftigen Drang nach Wahrheit, die stark entwickelte Beobachtungsgabe, das Bestreben, zu systematisieren, zu kritisieren, Schlüsse zu ziehen, die Thatsachen logisch zu verketten und ihren Wirkungen nachzugehen. Das sind die hervorstechendsten Merkmale, und ein Lehrer, der sich der Mühe unterzieht, seine Schüler kennen zu lernen — was übrigens seine erste Pflicht ist — wird sehr bald wissen, welche seiner Schüler Talent für wissenschaftliche Studien besitzen und welche mehr literarisch veranlagt sind. — Der künstlerische Sinn endlich, über den ich mich nur kurz fassen will, da dessen Ausbildung in unserem Unterrichtssystem nur ein ganz winziges Plätzchen einnimmt, hat zur Grundlage ein entwickeltes Gefühl für das Schöne, insoweit es durch die Sinnesorgane zum Bewußtsein kommt.

Es handelte sich nun darum, festzustellen, wie man diese verschiedenen Richtungen des Geistes praktisch erkennen und auf Grund welcher äußeren Merkmale man feststellen könnte, ob die Veranlagung des Schülers nach der wissenschaftlichen oder litterarischen Seite neigt.

Bisher wählte und wählte jeder auf seine eigene Gefahr seinen Beruf und läßt sich bei dieser Wahl, von der doch sein ganzer Lebenslauf abhängt, von sehr verschiedenen Motiven bestimmen, die oft ganz merkwürdig sind. Dieser so wichtige und ernste Schritt in unserem Leben wird gewöhnlich mit sehr wenig Ueberlegung gethan, und die Erkenntnis, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat, kommt meist zu spät.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß der Rat eines Fachmannes auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie bei der Wahl eines Berufes von großem Vorteil wäre. Ich habe mich im Laufe meiner langjährigen Studien überzeugt, daß es wirklich gewisse Merkmale giebt, die auf das Vorhandensein der verschiedenen, eben aufgezählten Fähigkeiten schließen lassen. Natürlich ist dies nur dann möglich, wenn diese Fähigkeiten genügend entwickelt und ausgesprochen sind, und nur in diesem Falle wäre die Untersuchung von wirklichem Nutzen.

Eine Zeitung scheint mir aber nicht der geeignete Ort, wo ausführlich und bis ins kleinste Detail die psychologische Methode auseinandergesetzt werden könnte, die zur genauen Bestimmung eines Talentes anzuwenden wäre. Diese Methode ist ein Teil einer umfassenden Wissenschaft — ich nannte sie „individuelle Psychologie“ — eine Bezeichnung, die Anklang gefunden hat. Die individuelle Psychologie umfaßt den gesamten Vorgang, durch den die Charakteristik jedes einzelnen Individuums, seine Art zu denken, zu urteilen und zu empfinden festgestellt werden kann. Dieses Verfahren ist natürlich sehr verschiedenartig, weil es wohl nichts giebt, das zu beschreiben und zu bestimmen schwieriger wäre, als die hundertfältigen Variationen der Intelligenz. Demnach müssen auch die zur Erreichung des Zieles zweckdienlichen Mittel verschieden sein. Ich werde bloß zwei Methoden anführen und wählte diese von allen anderen, die ich angewendet habe, nicht weil sie beweiskräftiger sind als die anderen, sondern weil es mir scheint, daß sie einfacher erklärt und leichter verstanden werden können.

Hier die erste: Es ist eine Probe auf die litterarische Befähigung, und zwar angestellt durch die Angabe einer Beschreibung. Man stelle vor die betreffende Person irgend einen Gegenstand, der einfachste wird der beste sein. Ich habe früher Photographien von Gemälden, die schöne Landschaften darstellten, als Aufgabe gegeben, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es besser ist, einen kleinen konkreten Gegenstand zu wählen, z. B. eine Uhr, oder noch besser eine Münze, einen Sou etwa, oder eine Zigarette, eine Feder, eine Blume. Hat man den Gegenstand vor die Person, die sich zu dieser Untersuchung darbietet, hingestellt, so ladet man sie ein, das Objekt schriftlich zu schildern. Macht man diese Probe in der Schule, so folgt der einfachen Aufforderung sofort die Arbeit der Schüler, und es geschieht selten, daß einer von ihnen eine ergänzende Erklärung erbittet. Unternimmt man aber diesen Versuch mit einem einzelnen jungen Menschen, und ist man allein mit ihm, so gestaltet sich die Aufgabe des Prüfenden schon ein wenig schwieriger. Der junge Mann macht sich nicht gleich ans Werk, sein erster Impuls ist, sich zu widersetzen; zuerst will er eine Erklärung. — Beschreibung! Was man darunter verstehe? — Ist er ein Schwächer — und

leider ist er es gewöhnlich — so wird er Ihnen alsbald alle Arten von Beschreibungen aufzählen, die er zu machen imstande ist, und wird Sie bitten, ihm Ihre Wünsche näher auseinanderzusetzen. Besitzt er Widerpruchsgeist, so wird er sagen, daß diese Probe kindisch und wertlos sei, wenn er nicht etwa gar die Feder wegwirft und hartnäckig erklärt, daß er gar nichts schreiben wolle, weil er nicht wisse, was er schreiben solle. Im Verlaufe meiner zwanzigjährigen Praxis habe ich in dieser Hinsicht die sonderbarsten Erfahrungen gemacht. Alle diese jungen Leute muß man wie Schuljungen behandeln. Man muß sich hüten, ihnen auch nur die geringste Erklärung zu geben, sondern sage ihnen lediglich einfach und bestimmt: „Schreiben Sie!“ — wiederhole ihnen das so lange, bis sie sich entschließen, zu schreiben, und im selben Augenblicke lasse man sie auch schon allein mit ihrem Blatt Papier. — Ich habe diese Probe in allen Gesellschaftsklassen gemacht und das Resultat war immer dasselbe. Die Art und Weise, wie jeder Verstand sich damit abfindet, macht es möglich, ihn in eine der drei Gruppen einzureihen, auf welche Unterscheidung ich mich der Kürze halber hier beschränke.

Die drei Gruppen, welche drei sehr verschiedenen intellektuellen Typen entsprechen, sind folgende:

1. Der Typus des Beobachters. Dieser richtet seine volle Aufmerksamkeit auf den Gegenstand selbst, beschreibt ihn in seinen materiellen Einzelheiten, seiner Bestimmung, oder erklärt seine Merkmale, zieht Schlüsse, aber immer nur solche, die den Gegenstand betreffen. Ist es z. B. ein Sou, so wird er die Prägung schildern, den Zeitpunkt der Emission, die äußere Form, die Farbe, den Grad der Abnutzung. Ist es eine Feder, so wird er ausführlich die verschiedenen Teile, aus denen sie besteht, beschreiben; er wird die verschiedenen Farben angeben, wird in geometrischen Ausdrücken die Verschiedenheit der Formen der Spitze der Feder und des Schaftes bestimmen. Ist es eine Blume, so wird er ihre einzelnen Teile beschreiben, und zwar entweder nach seinen botanischen Kenntnissen, oder er wird sich bloß von dem äußeren Eindruck bestimmen lassen. Ist es eine Zigarette — die Farbe des Tabaks, die Farbe und Stärke des Papiers, die Form des Ganzen: wäre sie zufällig verbogen oder gebrochen, so würde er die Einzelheiten des Bruches angeben und vielleicht auch versuchen, über die Beschaffenheit der Teile zu sprechen, die man nicht sieht, sowie über die Herkunft der Zigarette.

2. Der literarische Typus. Die Aufsätze, die von Vertretern dieser Gattung geliefert werden, sind ungleich geringer an Zahl als die vorhergehenden: dieser Mangel rührt nicht daher, daß es weniger Befähigte der literarischen als der beobachtenden Richtung giebt, sondern lediglich darin, daß die Natur der gestellten Probeaufgabe den Schreiber mehr zur Beobachtung des Gegenstandes zieht. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß das schriftstellerische Talent schon sehr entwickelt sein muß, um vom Gegenstande selbst abzuschweifen und sich in Schilderungen zu ergehen. In der That, der Litterat spricht nie vom Gegenstande selbst, dieser giebt ihm bloß die Anregung, dient ihm lediglich als Ausgangspunkt. Die äußere Form des Objectes hält ihn nicht fest, sie löst in ihm bloße Erinnerungen, allerlei Empfindungen aus, die er mehr oder minder geschickt zum Ausdruck bringt, und so vergißt er vollständig, daß man von ihm etwas ganz Anderes verlangt hat, nämlich die Beschreibung des Gegenstandes. So wird er z. B. bei der Beschreibung eines Sou die nützliche Wirkung darlegen, die eine

solche Münze, zur rechten Zeit gegeben, üben kann, wenn nicht gar das Bildnis der Münze in ihm politische Erinnerungen, Haß gegen einen Tyrannen zc. wachruft. Die Blume, die uns der beobachtende Geist Blatt für Blatt beschrieben hat, giebt dem zur litterarischen Richtung Neigenden Gelegenheit zu poetischen Ergüssen. Die Feder erinnert ihn an die Spitze der Lanze oder an die Wunden, die die Feder schlagen kann. In der Zigarette endlich sieht er ein Anregungsmittel zu Erinnerungen und Träumereien zc. zc.

Den dritten Typus, den künstlerischen, übergehe ich, um allzu lange Erörterungen zu vermeiden. Ich glaube, daß es gut sein wird, wenn ich dem Leser einige einfache Beispiele dieser so verschiedenen Aufsätze vor Augen führe. Die vorhergehenden Betrachtungen werden ihm einen genügenden Kommentar geben.

Eine Zigarette.

Beschreibung eines 16 jährigen
Schülers.

(Beobachter-Typus.)

Ein langer, dünner, cylindrischer Gegenstand, welcher in ein feines, weißes Papier gewickelt ist und an dessen beiden Enden der Tabak sichtbar ist; einige Tabakfäden sind auf den Tisch gefallen.

Eine Zigarette.

Beschreibung eines 21 jährigen
Schülers.

(Litterarischer Typus.)

Hier eine Zigarette; sie ist fein, lang, rundlich und ein wenig verbogen. Die Falte giebt ihr den Charakter unwillkürlicher Eleganz. Ist sie es selbst oder sind es Erinnerungen, die sie in mir erweckt, die mich an einen Gassenjungen gemahnen? — Diese Zigarette, wie die da vor mir einsam auf dem Tische liegt, läßt mich an einen schlechten Kerl von einem Schulkameraden denken, der seine Zigarette in einem Winkel in dem Hintergrunde des Hofes raucht . . .

Ein Sou.

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Beobachter-Typus.)

Der Sou ist eine runde Scheibe aus Bronze von ungefähr 2 Zentimeter Durchmesser und $\frac{2}{3}$ Millimeter Dicke. Auf der einen Seite befindet sich in der Mitte der Kopf Napoleons III. mit dem Namen des Münzdirektors Barré. Den Kopf schließt ein aus kleinen Punkten gebildeter Kreis ein u. außerhalb dieses Kreises stehen die Worte: „Napoléon III., empereur des Français“; unterhalb des Kopfes das Jahr der Prägung 1855. Auf der Rehrseite ein Adler mit halb geöffneten Flügeln, der Wulst schleudert. Oberhalb der Buchstabe M, der die Stadt bezeichnet, in welcher der Sou geprägt wurde. In erhabener Schrift die Worte: „Empire Français“ und unten der Wert der Münze: „Cinq Centimes“. Das Ganze ein wenig verwischt durch den Gebrauch.

Eine Feder.

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Beobachter-Typus.)

Diese Feder aus Stahl, ungefähr 23 Millimeter lang und 5 bis 6 Milli-

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Litterarischer Typus.)

Der Sou, den ich da vor Augen habe, ist aus hellglänzendem Kupfer. Auf der einen Seite erscheint der Kopf der Freiheitsgöttin, des Sinnbildes der Republik, um welchen folgende Inschrift zu lesen ist: „République française“ und darunter — 1884 —. Auf der anderen Seite ein Kranz aus Blätter, der folgende Inschrift einschließt: „5 Centimes“, umgeben von der schönen republikanischen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ — Das ist ein Sou, und ich, der ich nicht reich bin, empfinde ein besonderes Vergnügen, ihn zu betrachten und ihn froh auf dem Tische klappern zu lassen.

Eine Feder.

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Litterarischer Typus.)

Meine Feder ist sehr hübsch mit ihren metallischen, blauen Reflexen.

meter breit, hat die Form eines Teiles eines der Länge nach durchschnittenen Cylinders. Sie besteht aus zwei Teilen, die durch einen Wulst von 1 Millimeter Stärke, der durch die Breite der Feder geht, getrennt sind. Der obere Teil hat die Form eines Dreiecks, dessen Winkel an der Basis abgeschlagen sind. In der Mitte ein durchbrochenes Kreuz, dessen längerer Teil nach oben gerichtet ist, und dessen äußerste Enden mehr ausgeschnitten sind, als das Uebrige. An der Spitze befindet sich ein weißes Dreieck, welches durch einen Einschnitt in zwei Spitzen geteilt ist. Der zweite Teil ist regelmäßig und trägt der Länge nach die Inschrift: Plume tremplin, Blanzv, Pourre et Cie. Nr. 160. Diese Buchstaben verursachen einen leichten Eindruck auf der konkaven Seite.

Auf dem unteren Teile lese ich das traditionelle „Blanzv, Pourre & Cie.“ Oberhalb ein Kreuz in Miniature, welches in eine scharfe, weiße Spitze ausläuft, die von dem übrigen Blau der Feder absticht. — Wie harmlos u. unschuldig sie aussieht, diese Feder, nicht wahr? Und trotzdem denke ich unwillkürlich an die schrecklichen Urteile, die du geschrieben hast, kleine Feder, so verführerisch in deinem azurblauen Kleide! —

Eine andere Probe, die ich mit meinen Mitarbeitern *) unternommen habe (es sind dies Herr Henri und besonders Herr Waskide; sie nahmen in der letzten Zeit an fast allen Untersuchungen auf dem Gebiete der individuellen Psychologie teil) besteht darin, das Raumgefühl und die Gesichtsempfindungen einer Person experimentell zu untersuchen. Man weiß, daß alle Menschen bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit besitzen, sich das räumliche Wesen der Gegenstände mittels des Gesichtssinnes vorzustellen. Diese Vorstellung ist bei den einen präzis, unklar bei den anderen. Die ersteren fassen die Geo- und Stereometri sehr leicht, da es ihnen keine Schwierigkeit bereitet, sich die verschiedenen Flächen einer Figur zu vergegenwärtigen. Auch in der komplizierten Zeichnung einer Maschine finden sie sich mühelos zurecht. Der litterarische Geist hingegen besitzt für diese Art des Denkens viel weniger Eignung.

Hier ein Beispiel. Nehmen wir ein Blatt Papier. Man falte es vor den Augen der betreffenden Person erst einmal, dann weiter ein zweites und ein drittes Mal und mache auf die Lage jeder nachfolgenden Falte aufmerksam. Ist das geschehen, so nehme man eine Scheere und mache damit in die letzte Falte einen Einschnitt von besonderer Form, der durch alle Falten hindurchgeht, und nun fordere man die betreffende Person auf, durch eine Zeichnung darzustellen, welchen Anblick das entfaltete Papier bieten, welche Figur es bilden und an welcher Stelle der Einschnitt sich auf dem entfaltenen Papier befinden werde. Diese Aufgabe kann man selbstverständlich nach Belieben einfacher und schwerer gestalten; sehr einfach, wenn das Blatt nur zweimal, demnach in vier Teile gefaltet ist, und wenn die Falten alle senkrecht aufeinander liegen, hingegen sehr schwer, wenn die Falten sehr zahlreich sind und schräg übereinander liegen. Ich glaube da bemerkt zu haben, daß die litterarischen Geister sich sehr schwer vorzustellen vermögen, welche Veränderungen in der Form durch das Falten hervorgebracht worden sind. Sie mögen sich noch so sehr anstrengen, ihre visuelle Einbildungskraft ist undeutlich und schwankend, während andere ihrer Kameraden das Richtige ohne Zögern mit Leichtigkeit und Sicherheit treffen.

*) Der Verfasser ist Leiter des Instituts für Psycho-Physiologie an der Sorbonne.

Derartige psychologische Untersuchungen zeigen uns auf welchem Wege man die Natur der Verstandesfähigkeiten eines Menschen erkennen kann. Es erübrigt uns noch — und damit sei diese Betrachtung geschlossen — den letzten Punkt in Erörterung zu ziehen: Wenn man die Art des Geistes erkannt hat, welcher Unterricht anzuwenden wäre?

In diesem Punkte ist die Pädagogik zwei Regeln unterworfen, deren Vorschriften sich nur im ersten Augenblicke zu widersprechen scheinen. Einerseits muß sich der Erzieher bemühen dem Schüler eine möglichst vollkommene Bildung beizubringen, indem er alle in ihm schlummernden Talente weckt und entwickelt; andererseits muß er, wenn ein besonders starkes Talent vorhanden ist, dessen möglichste Entfaltung fördern. Diese zwei Regeln sage ich, scheinen sich zu widersprechen, denn die eine schreibt die Entwicklung aller Anlagen vor, und die andere fordert die ausschließliche Pflege gewisser Fähigkeiten. Aber es ist kein Widerspruch. Man trachte vorerst, alle Anlagen über ein gewisses Minimum zu entwickeln und unternehme es sogleich oder dann erst, gewisse, stark ausgesprochene Fähigkeiten zur höchsten Entfaltung zu bringen. Jedes Individuum muß die Anfangsgründe im literarischen und wissenschaftlichen Unterricht erhalten. Wenn es sich aber um eine im wahren Sinne sorgfältige Erziehung, um eine höhere Ausbildung handelt, dann behalten wir den klassischen Unterricht für die litterarisch Begabten bei und den modernen Unterricht für die wissenschaftlich Veranlagten.

Das Turnen als Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten.

In der richtigen Erkenntnis, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnt, betrachten unsere Kulturvölker die Leibesübungen als ein notwendiges Stück zur Gesunderhaltung ihres Körpers und Geistes. Leider wird dieser Grundsatz von unserem heutigen Geschlechte mehr und mehr vergessen, sodaß Körperkraft, Gesundheit und Wohlbefinden immer mehr verschwinden und gar oft verkümmern. Nur durch harmonische Ausbildung des ganzen Körpers, durch Aufenthalt in freier Natur und sonniger Luft, durch Abhärtung und Bewegung kann jener Zustand geschaffen werden, welchen wir mit dem Namen Glückseligkeit bezeichnen können. Alle diese Bedingungen schließt das Turnen ein, welches nicht nur das Gleichgewicht der gestörten Lebensweise wieder herstellt, sondern auch ein vorzügliches Schutzmittel gegen Krankheiten ist. Nur muß es in freier Luft und gesunder Lage geübt werden und rationell geleitet werden. Mit Baden und Turnspielen muß es verknüpft, allen Ständen wie beiden Geschlechtern muß es gemeinsam sein. Auch die Jungfrau muß turnen, gleich jener Lacedämonierinnen, welche streng nach dem Willen und den Gesetzen des Staates einen Teil des Tages auf ihren abgesonderten Übungsplätzen zubrachten. In Schönheit, Kraft und Stärke wuchsen sie zu stattlichen ehrbaren Hausfrauen heran und gebaren den Spartanern im edelsten Sinne des Wortes eine Heldenschaar von Männern.

Unter solchen Voraussetzungen schützt das Turnen vor Krankheiten, und zwar:

1. durch Kräftigung der Gesamt-Muskulatur,
2. durch Regelung des Blutkreislaufs,
3. durch Abhärtung edler Organe und
4. durch Abhärtung gegen Witterungs-Einflüsse.

Daß das Turnen die Muskeln kräftigt, leugnet wohl niemand. Es fragt sich nun, wie dasselbe durch Muskelkräftigung vor Krankheiten bewahrt. Es giebt eine große Anzahl von Krankheiten, welche auf allgemeiner Muskelschwäche und auf Erschlaffung einzelner Muskeln und Muskelpartien beruhen.

Zur ersten Gruppe gehört beispielsweise die sogenannte Nervenschwäche. Diese vielgeklagte, verschrieene Krankheit unseres Jahrhunderts ist zumeist nichts anderes, als eine durch Mangel an Uebung, an Luft und Sonne erzeugte Muskelschwäche. Die indolente Lebensweise unseres schönen Geschlechts, die jahraus, jahrein fortgesetzte Beschäftigung am Nähtische, die verkehrte, einzig auf die Fantasie berechnete Lektüre, kurz das ganze körperliche und geistige Leben unserer jungen Damen aus allen Ständen legen den Grund zu dieser Krankheit.

Zur zweiten Gruppe gehören manche Brustkrankheiten, z. B. Engbrüstigkeit, Magenschwäche, viele Unterleibskrankheiten usw. Alle diese durch die örtliche Muskelschwäche bedingten Leiden werden, wenn nicht ganz verhütet, so doch ganz bestimmt seltener gemacht und vermindert durch eine gleichmäßige Ausbildung der Gesamt-Muskulatur.

Das Turnen schützt aber auch durch Regulierung des Blutkreislaufs vor Krankheiten.

Wenn bei dem Turnen auf gleichmäßige Ausbildung und Uebung des ganzen Muskel-Apparates Bedacht genommen wird, so wird das Blut in die entferntesten Körperteile, vorzugsweise nach den Extremitäten getrieben, und dadurch jede allzugroße Anhäufung des Blutes in den inneren Organen verhindert. Dagegen sammelt sich bei Unthätigkeit und Erschlaffung der Muskeln gern das Blut in den großen Körperhöhlen an, z. B. im Kopfe, im Unterleibe, und erzeugt da zunächst Stauungen der Blutmasse, Stockung und Verlangsamung des zu- und abführenden Blutstromes und bringt dadurch chronische Entzündung der inneren Organe hervor. Zu diesen Folgen zählen wir beispielsweise Magenkatarrhe, Magenkrämpfe, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Melancholie, Migräne usw. Wie nun überhaupt schon jede Körperanstrengung, die wir mit dem Namen Arbeit belegen, als gutes Gegenmittel gegen die angeführten Uebel gilt, so ist das Mittel, welches alle Muskeln, alle Sehnen, alle Bänder in Bewegung setzt, das beste Präservativ gegen obige Leiden.

Das Turnen schützt vor Krankheiten durch harmonische Ausbildung edler Organe. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß jedes Organ, welches nicht in Thätigkeit versetzt wird, allmählich seine Spannkraft verliert und zuletzt verodet. Je mehr und je öfter z. B. der Brustkorb durch das Turnen gekräftigt und ausgebildet wird, je mehr können sich auch die Lungen nach allen Seiten ausdehnen und ergiebiger atmen. Dadurch wird einer Erkrankung der Lunge ihr Boden entzogen und ein sicheres Vorbeugungsmittel gegen die Schwindsucht geschaffen. So wie die Lunge, so werden auch die andern edlen Organe durch physiologische Ausbildung vor Krankheiten bewahrt.

Endlich schützt das Turnen vor Krankheiten durch Abhärtung.

Bewegung in freier Luft, allen Temperatur- und Witterungswechseln unterworfen, dabei keine Strapazen scheuend, sind vorzügliche Mittel, den Körper abzuhärten. Das Turnen in Verbindung mit Baden, Turnspielen und Turnfahrten setzt den Körper zum Deftieren den widrigen Einflüssen der wechselnden Witterung aus. Dieser Wechsel erzeugt wohl hin und wieder einen Schnupfen. Sobald aber der Körper abgehärtet ist, entgeht

er um so eher einer großen Anzahl von solchen Krankheiten, welche als die Folge von Erkältungen betrachtet zu werden pflegen, als da sind: Rheumatische Zustände aller Art, Hals-, Brust- und Bauchfellentzündungen usw.

Es ist wohl zur Genüge nachgewiesen, daß das Turnen im Stande ist, einer Menge von Krankheiten der Muskeln, des Kreislaufes, der inneren Organe und Nerven nach Kräften vorzubeugen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ist das Turnen auch denen nötig, welche eine gesunde Berufsart betreiben? Ich glaube die Frage deshalb bejahen zu müssen, weil ein jedes Geschäft den Körper einseitig ausbildet, weil nur ganz bestimmte Muskelpartien in Thätigkeit versetzt werden. Es kommt folglich alles auf eine allseitige, gleichmäßige, harmonische Ausbildung aller Organe an, und darum ist das Turnen für keinen Stand, für kein Geschlecht entbehrlich.

— Berichtigung. —

Im Septemberheft der Hochwart war von Herrn von Langsdorf ein Bericht über einen Vortrag des Herrn Zeichenlehrer Ehret in Freiburg Breisgau gebracht, den uns Herr Ehret dahin zu berichtigen bittet, daß einige Unrichtigkeiten unterlaufen seien, wovon wir hiermit gern Kenntnis nehmen. Uns war z. B. der Vergleich mit Zola und Nizsche kaum annehmbar, denn wir erkennen wohl das sprachliche Formtalent dieser beiden berühmten Männer an, wir protestieren aber energisch gegen einen ewigen Vergleich unserer Persönlichkeit mit diesen geistig tief unter unserer Elementarweltanschauung stehenden Tuitonvirtuosen vom Schlage Zola und Nizsche.

C. Huter.

Lebensrettung durch Helioda

vom Magnetopath Max Schroeter, Tilsit.

Am 15. August 1900 wurde ich zu Frau Meserit (Empfindungs-naturell) hier gerufen, welche seit längerer Zeit an einer schweren Herz- und Unterleibsfrankheit darnieder lag und welche trotz der aufopfernden Pflege seitens dreier Aerzte nicht zur Genesung gelangte. Der Zustand der Frau M. wurde stündlich bedenklicher, der letzte Arzt stellte dem Chemann den Tod seiner Frau in dieser Nacht in Aussicht. Als ich kam, fand ich die Frau in einem verzweifeltsten Zustand, die Augen waren aus dem Kopfe stark hervorgetreten und mußte sie von drei Personen gehalten werden, da sie durch das Fenster springen wollte. Ich nährte mich ihr mit ausgestreckten Händen und heliodisierte sie 15 Minuten. Bei den ersten Strichen schon wurde sie ganz ruhig und fühlte sich wohler, dann versiel sie in einen wohlthuenden ruhigen Schlaf mit gleichmäßigem Atemholen. Nach drei Wochen war Frau M., welcher ich noch Schüßlers ferrum phosphoricum D. 12 darauf Kalium chloratum D. 6 gab, vollständig wieder hergestellt. (Der lebensgefährliche Zustand wurde durch die zu scharf eingreifende Behandlung der Herren Aerzte hervorgerufen).

Tilsit, den 1. November 1900.

Max Schroeter, Magnetopath.

Berliner Sternberg-Prozeß und das geheimnisvolle Verbrechen in Konig.

Die Zustände in gewissen Berliner Behördenkreisen sind durch den Sternbergprozeß in das rechte Licht gerückt, tüchtige Staatsanwälte haben sich diesmal im Prozeß Sternberg ein wirkliches Verdienst erworben. Hoffentlich wirkt dieser Lichtschein auch ein Streiflicht auf das Dunkel des Konigser Mordes, wo ganz rätselhafter Weise nichts ans Tageslicht kommen will. Wir werden später, wenn unsere Zeit und Stunde gekommen ist, über den Fall Konig zu schreiben, unsere Ermittlungen in der Hochwart veröffentlichen.

Eine neue Verhaftung im Berliner Sternberg-Prozeß wird gemeldet: Unter dem Verdachte der Begünstigung in Sachen Sternberg ist nach Frau Stabs und dem Agenten Wolff nun auch die Geliebte des letzteren, Frä. Saul, verhaftet worden. Auch sie soll die Zeugen beeinflusst haben.

Der Prozeß wird aber nun doch wohl allgemach seinem Ende entgegengehen, denn die Aussagen der einstigen, jetzt aus Amerika herübergekommenen Berliner Masseuse Fischer sind geeignet, dem Angeklagten, wie man sich ausdrückt, „das Genick zu brechen.“ Soviel auch die Fischer, um sich nicht selbst zu belasten, verschwiegen hat, sie hat doch über Sternbergs Vergehen reichlich genug gesagt, um ein Urteil zu haben. Der Prozeß wird freilich noch eine ganze Reihe von andern Anklagen im Gefolge haben, zuerst, wie bekannt, gegen den Berliner Kriminalkommissar Thiel, der eingeräumt hat, daß er sich von dem Angeklagten habe bestechen lassen; dann verschiedene Meineids-Klagen gegen Zeugen, die sich total verrannt haben; ferner das Disziplinarverfahren gegen den Berliner Kriminal-Direktor von Meerscheid-Hüllessem, der sich von Sternberg finanziell hat unterstützen lassen; endlich das Disziplinarverfahren gegen den Verteidiger Justizrat Sello, der in den Verhandlungen stets gethan hat, als wüßte er nicht das mindeste davon, daß Thiel von Sternberg bestochen sei, während Thiel dies Sello schon vor Monaten eingestanden hat. Dr. Sello behauptet, ihm sei von einem bevorstehenden Disziplinar-Verfahren nichts bekannt. Die Bekanntschaft wird aber schon kommen. Es sind da noch recht, recht schmutzige Dinge zu erwarten.

Th. A. Edison, über die Gottes-Idee.

(Aus „Light of Truth“ mitgeteilt durch Dr. G. v. L.)

Die Chemie beweist unzweifelhaft die Existenz einer obersten Intelligenz. Niemand kann diese Wissenschaft studieren und den wundervollen Pfad entdecken, auf dem sich gewisse Elemente mit der Schönheit einer höchst feinen Maschine miteinander verbinden, und dennoch nicht zu dem unvermeidlichen Schlusse kommt, daß dabei ein großer Ingenieur thätig ist, der das ganze Universum regiert. Nach Jahre langer Beobachtung der Vorgänge in der Natur, zweifle ich nicht mehr daran, daß eine Intelligenz vorhanden ist, die alles in Bewegung setzt, was ich zuwege bringe.

Man stelle sich z. B. die Existenz des Wassers vor, das die Crystalle bildet, die man Eis nennt. Es giebt über hunderte von Zusammensetzungen,

wodurch sich Crystalle formen lassen. Alle aber sinken im Wasser zu Boden, ausgenommen die Eis-Crystalle.

Das Eis sinkt nicht im Wasser. Und das ist ein großes Glück für uns Menschen; denn wenn das geschehen würde, brächte es uns den Tod. Warum?

Einfach darum, weil, wenn das Eis auf den Boden der Flüsse, Seen und Ozeane zu Boden sinken würde, so müßte alles Wasser zu Eis werden und es gäbe nirgend mehr Wasser.

Das ist nur ein Beispiel von Tausenden und beweist mir auf das Unzweifelhafteste, daß hier eine Intelligenz vorherrscht, die auch auf anderen Planeten und im ganzen Universum vorwiegt.

„Würden Sie diese Intelligenz nicht besser einen Schöpfer nennen wollen?“ wendete hier ein Frommer ein.

„Nein!“ war hierauf die räthelhafte Antwort Edison's „mit dieser Frage verlassen sie den Boden der Wissenschaft und verstricken sich in den Maschen der Logik. Die Natur buchstabiert für mich nicht das Wort „Schöpfer“, sondern das Wort „Geist“. —

NB. Gegen solche wissenschaftlich treffende Antwort kann keinerlei dogmatische Logik aufkommen. —

Zur Sprachfrage.

Was ist richtig: die oder der Hochwart etc. Nach meiner Ansicht wäre die „Hochwart“ am richtigsten, doch ist es bei einem Zeitschriftentitel erlaubt, das Auslassungszeichen (Apostroph) wegfällen zu lassen, da sich daselbe nicht gerade schön ausnimmt und auch ohnehin immer mehr verschwindet. „Hochwarte“ wäre nicht zu empfehlen, es lautet steif. „Die Hochwart“ ist kurz und treffend und meiner Ansicht nach am besten zum Titel geeignet. — Kallisophie oder Kallosophie? Ich bin für Kallisophie; wer das Wort Kallosophie zu schreiben vorgeschlagen hat, dachte gewiß an Philosophie. Das letztere lautet allerdings nicht unschön, da außer den offenen Lauten o auch ein geschlossener, i, an das Ohr tönt. Aber Kallosophie“, das wären drei offene Vokale nach einander; da ziehe ich doch „Kallisophie“ mit dem geschlossenen Vokal i, der Abwechslung bringt, als schöner und wohlkautender vor.

Detmold.

Carl Buschhorn, Schriftsteller.

Briefstaube.

W. Mülheim Ruhr. Der Herausgeber d. Bl. unterhält während der Sommermonate in Detmold eine Lehr- und Untersuchungsanstalt für wissenschaftliche Menschenkenntnis. In den Wintermonaten sind die Sprechstunden der Anstalt zu bestimmten Tagen; eingesandte Handschriften und Photographien werden brieflich beurteilt.

K. in Düsseldorf. Sie fragen an, wie wir zu dem Christentum stehen. Die Antwort ist einfach: Das Gute im Christentum pflegen wir und das Faule sägen wir ab. Faul ist die Gesinnung solcher Christen, wie z. B. der Belgier im Congo-staate in Afrika, welche die furchtbarsten Gräueltthaten an den Schwarzen vollzogen, wenn diese sich weigerten zu arbeiten unter Peitsche und Sklavenlohn. Diese belgischen Christen haben den Schwarzen das Land genommen, üben eine schlimmere Sklaverei wie die Türken. Sie marterten die Männer in teuflischer Weise, mißbrauchten die schwarzen Frauen und zerfleischten sie und speiëten die kleinen Kinder

